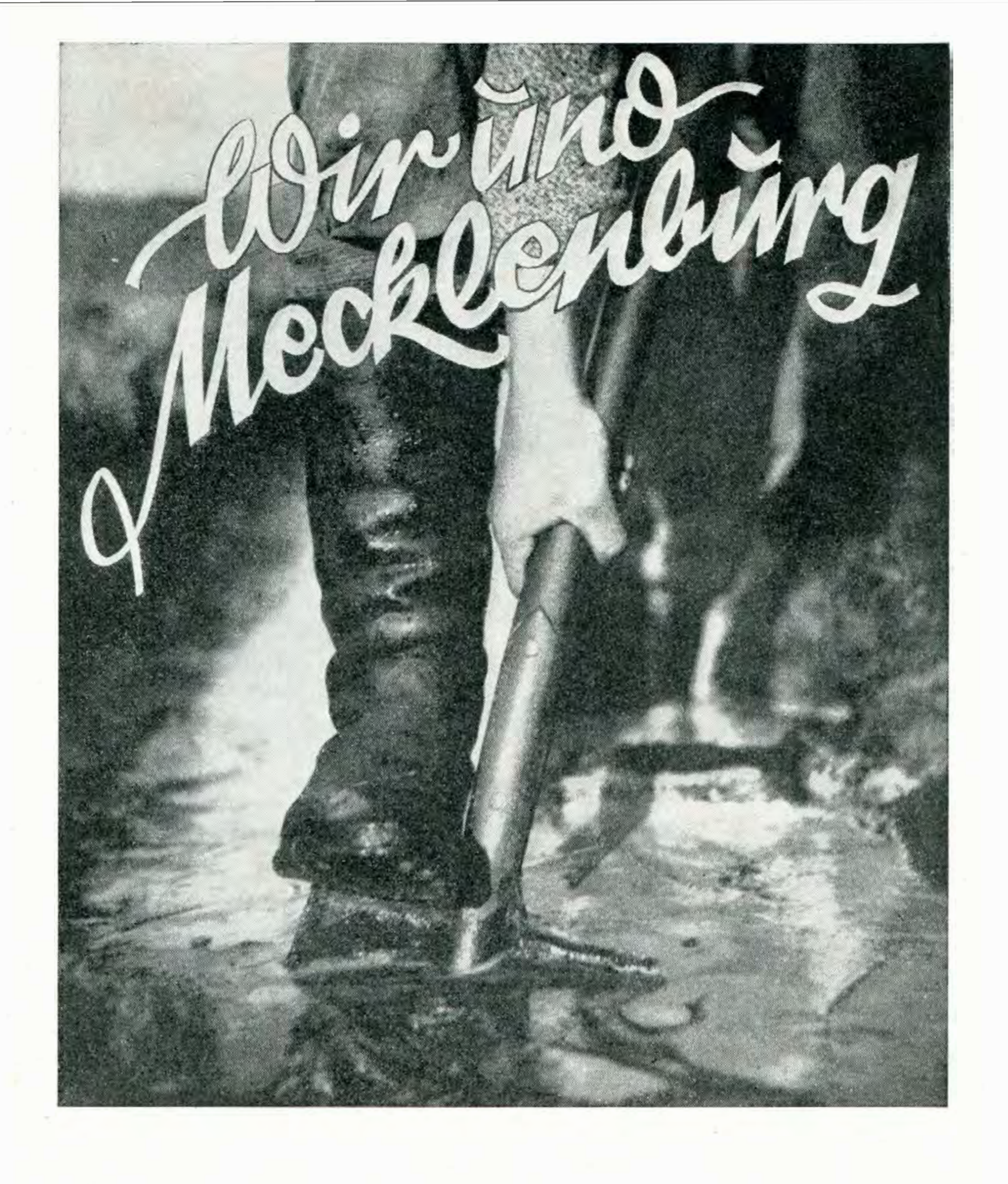


WIR UND MECKLENBURG

EIN ERINNERUNGSHEFT AN DAS SOMMERHALBJAHR 1938 IM REICHSARBEITSDIENST ARBEITSGAU VI

DECKER



Ein Erinnerungsheft an das Sommerhalbjahr 1938 im Reichsarbeitsdienst, Arbeitsgau VI, Mecklenburg, herausgegeben von Generalarbeitsführer Schroeder



Meinen jungen Kameraden zum Abschied

Seit dem Frühjahr dieses Jahres tragt Ihr den erdbraunen Rock der Arbeitssoldaten unseres Führers, den der größte Teil von Euch bald mit dem Ehrenrock der Soldaten unserer nationalsozialistischen Wehrmacht vertauschen wird. Diese Monate im Reichsarbeitsdienst haben Euch hoffentlich viel gegeben und auch die Gewißheit gebracht, daß nicht Erziehung, Beruf und Familie ausschlaggebend für unser Leben sind, sondern allein der Wille, sich hineinzustellen in unsere Volksgemeinschaft ohne Vorurteile und seine Schuldigkeit zu tun an der Stelle, an die uns das Schicksal stellt.

Vergeßt nicht, was diese Monate gemeinsamer Arbeit und enger Kameradschaft Euch gewesen sind, was Ihr erlebt habt in diesen Monaten, da Ihr in Bruch und Moor mit dem Spaten in der Faust standet, da Ihr Bauern halft, unsere in diesem Jahre vom Himmel so reich gesegnete Ernte zu bergen, daß Ihr in Nürnberg vor unserem Führer vorbeimarschieren durftet und ihm zeigen, was deutsche Jugend zu leisten vermag.

Vergeßt auch nicht, was Ihr Neues und Schönes in Euch aufnehmen durftet, daß Ihr, die Ihr aus unseren Großstädten kamt, die Schönheit unserer mecklenburgischen Landschaft kennen gelernt und, wie ich hoffe, auch lieben gelernt habt.

Vergeßt auch nicht, daß uns für alle Zeit ein Band der Kameradschaft verbindet, die wir gemeinsam denken und fühlen und uns eins wissen mit unserem Führer und unserem Volk.

So geht an Eure neuen Aufgaben, die Euch das Leben stellt und die wir erfüllen müssen, nicht um unserer selbst willen, sondern in der Liebe zu unserem großen Vaterland, das Deutschland heißt.



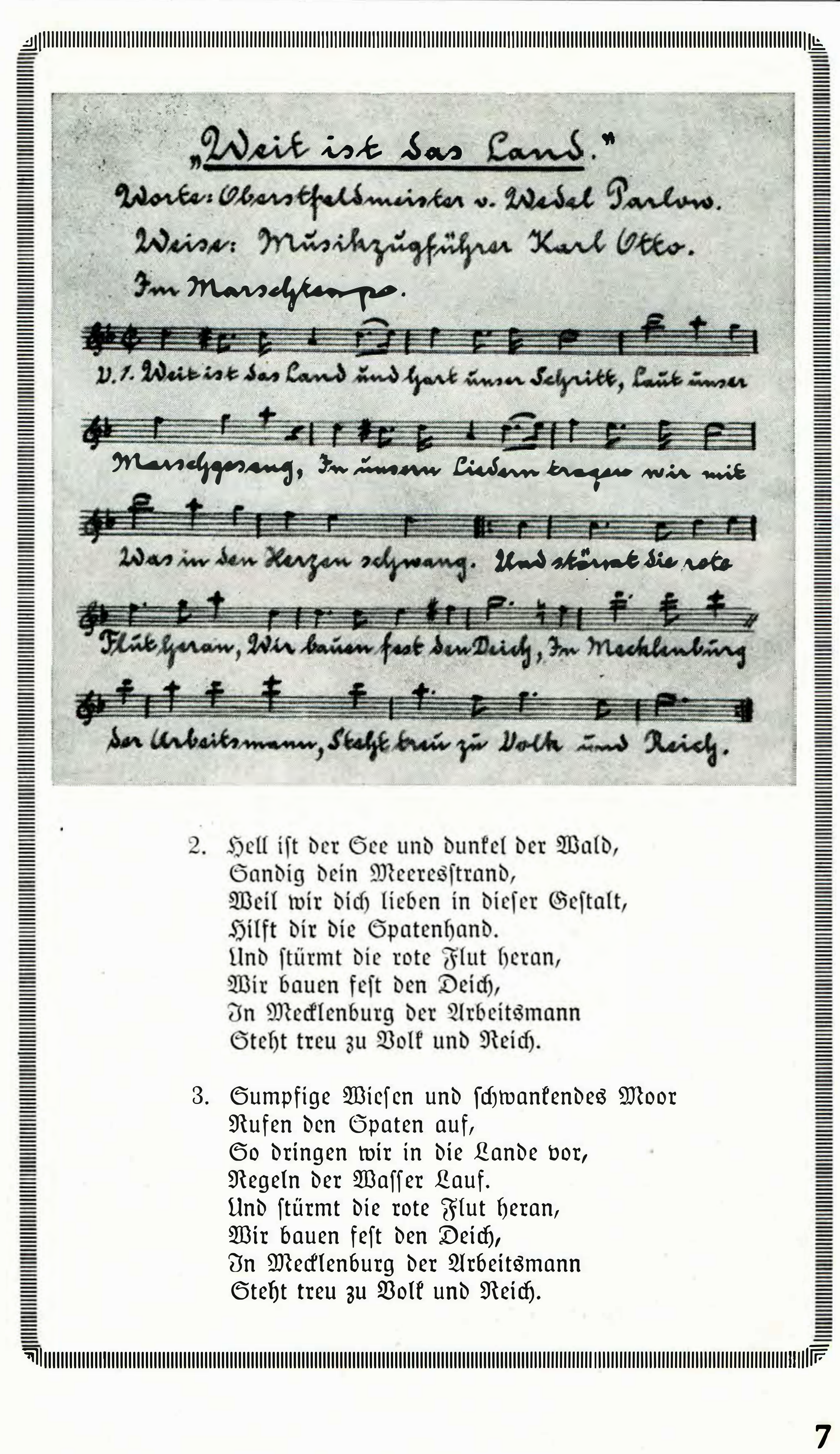
Generalarbeitsführer.



(Platz für ein Erinnerungsbild)

Meine Führer und Kameraden:





2. Hell ist der See und dunkel der Wald,
Sandig dein Meeresstrand,
Weil wir dich lieben in dieser Gestalt,
Hilft dir die Spatenhand.
Und stürmt die rote Flut heran,
Wir bauen fest den Deich,
In Mecklenburg der Arbeitsmann
Steht treu zu Volk und Reich.

3. Sumpfige Wiesen und schwankendes Moor
Rufen den Spaten auf,
So dringen wir in die Lande vor,
Regeln der Wasser Lauf.
Und stürmt die rote Flut heran,
Wir bauen fest den Deich,
In Mecklenburg der Arbeitsmann
Steht treu zu Volk und Reich.

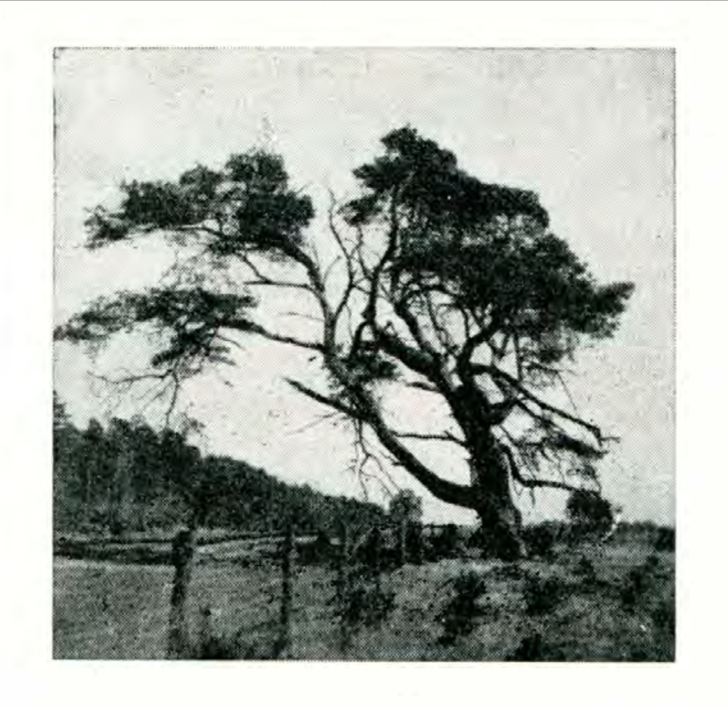


Land und Leute lernten wir kennen

Über den Höhen der Gebirgsketten des Riesengebirges lachte die Sonne. Die goldenen Strahlen hüpften übermütig über die Felder, jagten sich zwischen den Felsen und Bäumen, zwischen den Häusern und Gärten. Im Walde röhrten die Hirsche. Der Liebesruf orgelte zwischen den Stämmen. Das Leben begehrte mit all seiner Kraft auf. Die Glocken der Gnadenkirche läuteten den Sonntag ein. Der leise Wind war scharf und kühl. Und manchmal war es, als wenn er leise flüsterte: „Bald geht's fort! Bald geht's fort!" Ja, er hatte recht! Es war der letzte Sonntag, den ich in meiner Heimatstadt Hirschberg verleben durfte. Die Pflicht rief: „Folge! Der Reichsarbeitsdienst will auch Dich!" Und so verließ ich denn meine Heimat, die Berge, das Riesengebirge, wo die Elbe so heimlich entspringt, wo der Rübezahl mit seinen Zwergen heute noch Sagen und Märchen spinnt, um in den Ehrendienst für das Vaterland zu treten! Ließ hinter mir den Großstadtlärm, das Hasten der Menschen. Vorwärts! Vorwärts! Stampfend drehte das Kolbengetriebe die Räder über den silberblinkenden Schienenstrang, in ein neues Land. Wie ein langer, tosender Wurm schlängelte sich der Zug durch die Schluchten und Täler, um dann in die Ebene der Niederlausitz zu prusten. Von Berlin an ging es in die neue Welt. Es dauerte nicht lange, da öffnete Mecklenburg seine Tore. Lustig tanzten die Strahlen der Sonne auf den Flüssen und Seen und vergoldeten die Wiesen und Hänge. Der silbergraue Nebelschleier war zerrissen. Überall flaches Land. Nur dann und wann kam ein kleiner Hügel, der sich stolz reckte und wie ein vorgeschobener Posten auf Wacht stand. Ja! Nun war ich angelangt. Auf dem Bahnhof in Bützow fragte ich nach dem Weg zu der Abteilung Neukirchen. Man erklärte mir, wie man zu gehen habe. Als aber der mir Auskunft erteilende

Mecklenburger geendet hatte, stand ich da und war noch genau so „klug" wie vorher. Das Plattdeutsch war für mich „böhmische Dörfer". „Himmelsackra! Pierrona! Kann sich nicht verstehn, is sich zu schwer!", so schimpfte ich. Aber schließlich fand ich doch nach der „Großstadt" Neukirchen mit seinen sechs Häusern (eingerechnet sind die Scheunen). Ein bunt zusammengewürfeltes Völklein waren wir. Rheinländer mit ihrer lustigen Stimmung, Hamburger mit ihrem sspitzen Sstein, Mecklenburger mit ihrem: Wat hett hei seggt!, Berliner mit ihrem: Mensch, icke weß det, und Schlesier mit ihrem scharfen R, bildeten eine Kameradschaft. Nord, Süd, West und Ost waren vereint zu einem Ganzen. Bei unseren ersten Spaziergängen „durch die Gegend" kam uns das Volk und das Land näher mit seinen Eigentümlichkeiten. Wie schön sieht doch so ein Bauernhaus aus. Der feste Fachwerkbau. Das Strohdach, die Giebel geziert mit den kreuzgelegten Pferdeköpfen. Alles zeugte vom Fleiß der Bauern. Ja! Und wie ich dann den Bauern hinter seinem Pfluge schreiten und später dann die Sense führen sah, da wurde mir immer mehr klar, was dem Bauern die Scholle bedeutet. Das Leben! Kein Leben ist ohne Brot. Kein Leben ist ohne die Mühe und die Arbeit. Kein Schaffen, keine Arbeit ist ohne Lohn und ohne Segen. Wieviel Schweiß trinkt der Boden? Der Bauer weiß es. Vom Pflug bis zur Saat, von der Saat bis zur Ernte. Aber das ist ja gerade das, was den Bauern mit seinem Boden verbindet. Wie wir den Einzug in dieses schöne Ländchen hielten, war der Frühling erst zu Gast gekommen. Schwach nur konnte er sich anfangs behaupten. Aber einmal muß ja die Sonne die Macht bekommen. Wir durften das Erwachen und das Blühen der Natur mit erleben. Aus einem kleinen Pflänzchen wuchs ein Halm, wurde eine volle Ähre. Ja! Und nun sangen die Sensen ihr sirrendes Lied. Die Halme zitterten und verknisterten ihr schwaches Leben. Ernte! Jetzt ist die mühevolle Arbeit, die Arbeit eines ganzen Jahres, belohnt worden, durch eine gute Ernte. Der Bauer hat dafür gesorgt, daß wir, die wir aus der Stadt sind, unser tägliches Brot bekommen. Das Band ist geschmiedet. Wie glänzt das durch Schweiß von der Arbeit zerfurchte Gesicht des Bauern beim Anblick der goldenen Ähre. Und wir, die wir im Reichsarbeitsdienst sind, fühlen auch unsere Verbundenheit zur Scholle, durch unsere Arbeit, wie sie der Bauer auch durch seine Arbeit fühlt. So haben wir zum Bauern hier in Mecklenburg gefunden, weil wir, der Reichsarbeitsdienst und der Bauer, am selben deutschen Boden arbeiten, daß er Frucht trage für unser Volk.





Wir erleben Mecklenburgische Landschaft

Als wir zu Beginn unserer Dienstzeit über die Elbe ins Mecklenburger Land hineinfuhren, war es für die meisten zum erstenmal, daß sie dieses Land sahen. Und damit verband sich für uns der Wunsch, es während der Dienstzeit möglichst gut kennenzulernen. — Den ersten Anblick, den wir in der Morgendämmerung aus dem fahrenden Zug wahrnahmen, war ein Anblick, den wir noch oft sehen konnten im Laufe des halben Jahres: Zu beiden Seiten des Zuges dunkler Kiefernwald auf sandigem, hügeligem Boden, umrahmt von zarten, hellgrün schimmernden Birken, von Zeit zu Zeit unterbrochen von ausgedehnten Feldern und Wiesen. Das ist ein Bild, das uns überall begegnete auf unseren Fahrten und Wanderungen im Mecklenburger Land. Fast überall die gleiche Landschaft, aber niemals langweilig. Wir könnten stundenlang durch Wälder und Wiesen wandern, ohne einem Menschen zu begegnen. Wir können hinüberblicken bis zum fernen Horizont über Felder, Wälder und Seen in unendliche Weiten. Aber wir verlieren uns nicht in der Weite der Landschaft. Sie ist nicht tot. Sie trägt Leben in sich. Reich ist das Land an Tieren, die Feld und Wald beleben. Überall ist Bewegung, ist Leben auf dem Boden und im Geäst der Bäume. Die verschiedenen Vogelarten singen ihr Lied in den Tag. Oft knackt es im Gebüsch und ein stattlicher Rehbock tritt hervor, der beim Anblick eines Menschen die Flucht ergreift. Sie erscheinen nicht nur einzeln, sondern oft in starken Rudeln und stürmen durch die Büsche. Es ist nicht selten, daß im Dunkel der Abenddämmerung ein Fuchs auf der Suche nach Beute über den Weg pirscht. Überhaupt, das erste Lebewesen, das wir bei unserer Ankunft am frühen Morgen in unserem Standort sahen, war nicht ein Mensch, sondern ein Storch, der, in seinem Nest auf einem Dachfirst thronend, mit einem angezogenen Bein erhaben über uns hinwegsah. Ein für uns Großstadtmenschen ungewohnter Anblick. Auf der Baustelle lernten wir die Störche noch oft kennen, wenn sie ihre Kreise über uns zogen oder auf der Suche nach Fröschen und anderen Lebewesen erhobenen Hauptes über die von uns gebaute Böschung am Rögnitzstrand stolzierten. — So lernten wir im Dienst und in der Freizeit das Land kennen, das uns ein halbes Jahr Heimat war, und wenn wir Mecklenburg in Richtung Heimat verlassen, fahren wir in dem Bewußtsein, ein schönes Stück deutscher Landschaft kennengelernt zu haben.

Ein Abend am See

Ihren Charakter erhält die mecklenburgische Landschaft bekanntlich durch das zahlreiche Vorhandensein von riesigen, fast urwaldhaften Wäldern und umfangreichen Seen. Für uns Rheinländer, die wir aus einem wenig wald- und wasserreichen Gebiet kamen, hat diese Tatsache einen starken Reiz, und wir kamen voller Erwartungen, als wir im Frühjahr d. J. mecklenburgischen Boden betraten.

Nachdem wir einige Zeit im Lager unseren Dienst getan hatten, erhielten wir endlich die Erlaubnis, in die nähere Umgebung zu streifen, die ich mit einigen Kameraden dazu benutzte, den unweit unseres Lagers liegenden Specker See zu besuchen. Unsere Führer hatten uns schon viel von ihm und seinen Reizen erzählt, und wir waren recht neugierig geworden.

Es dämmerte schon, als wir uns aufmachten und unter Lachen und Scherzen durch den Wald gingen. Nur wenige Minuten währte unser Weg, und es schenkte wohl kaum einer den mannigfaltigen Lauten, die uns begleiteten, besondere Beachtung: Den letzten abendlichen Gesängen der Vögel, dem Gequake der Frösche und dem Rascheln der Büsche, wenn irgendein niederes Getier sie durchbrach.

Es war, als wir aus dem Wald hinaustraten, von dessen Saum wenige Schritte entfernt der silberglänzende See lag, daß wir plötzlich wie auf Kommando stehenblieben. Dort, weit — wo der See mit dem Horizont verschmolz, über den Fichten, die uns so winzig erschienen und die wir doch als hohe, starke Riesen kannten, stand der blutigrote Sonnenball, feurig und glutvoll, kurz vor dem Ende seiner Bahn. Dünne Wolkenfetzen verschleierten für Augenblicke die glühende Kugel, leuchteten rosarot auf und zerflossen. Ein packendes Bild! — Tiefer sank die Dämmerung, und tiefer sank auch der rote Ball. Schon verdeckte er die fernen Wälder. Gingen sie denn nicht in Flammen auf vor soviel Feuer? Jetzt verstand ich, warum durch Jahrtausende hindurch die Völker in dieser Sonne ihren Gott sahen, warum sie zu ihr beteten und ihr Opfer brachten. Auch ich hätte in die Knie sinken und meine Hände ehrfürchtig ihr entgegenstrecken mögen, ihr, der Lebenspendenden.

Schweigend standen wir. Wer hätte auch den Zauber dieser Minuten durch ein Wort zu unterbrechen vermocht? Schon verblich die Kugel. Noch einmal schien sie in einem letzten Aufleuchten ihre ganze Kraft zusammenzunehmen, und dann tauchte sie langsam in die Fluten unter.

Erst jetzt fanden wir uns wieder in die Gegenwart zurück. Zu unseren Füßen gurgelten monoton die Wellen; ab und zu raschelte es im Schilf, platschte ein Frosch in das Wasser. Langsame Kreise vermochten wir noch zu erkennen.
Als wir uns auf den Heimweg machten, war es dunkel geworden. In den Baumwipfeln sang der Wind leise sein ewiges Lied. Jeder Baum, jeder Strauch sah uns jetzt geheimnisvoll aus, schien uns ein Wesen aus einer anderen Welt.

Vor den Truppstuben reichten wir uns stumm die Hände und gingen auseinander. Wir hatten ein Erlebnis gehabt ...

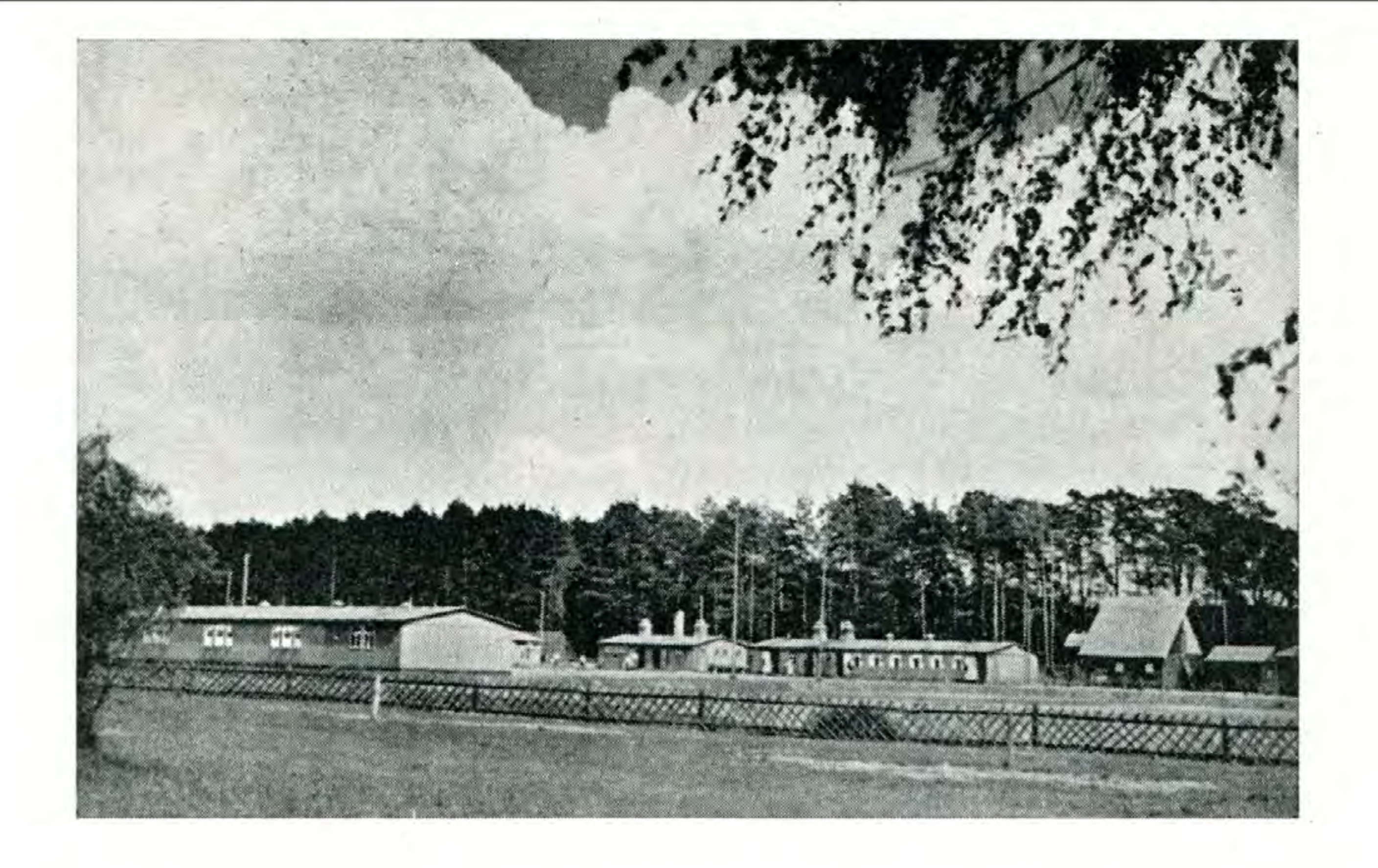


Hier lebten wir

Die alte Weide an der Hecke schlief den ganzen Tag. Was sollte sie auch anders tun? So öde war es und so leer. Hier mochte sie nicht mehr sein, denn sie wußte, daß sie in ihrem Dasein, das noch so lang sein konnte, doch nichts mehr erleben würde. Müde gab sie ihre Zweige dem unsichtbaren Wind preis. Müde war sie immer. Früher war sie noch aufgewacht, wenn einer der einsamen, schweren Wagen auf der Straße zum Gut holperte oder Pferde mit gesenkten Köpfen zurücktrotteten. Schien die Sonne heiß oder pfiff ein eiskalter, erbarmungsloser Wind durch die willenlosen, unlustigen Glieder, immer nur gähnende Leere. Auch in den Häusern, halb hinter dem Berg versteckt, schien alles Leben erloschen. Und der Wind pfiff um so kälter, der Wald klagte um so lauter. Der Winter sollte erst zwei Monate später einziehen.
Da kamen Männer in erdbraunen Uniformen. So viele Menschen hatte die alte Weide noch nie zusammen gesehen. Sie fingen an zu messen. Pfähle wurden angefahren. Was wollen die nur? Die Pfähle wurden eingerammt, und Häuser, lange, flache Häuser wuchsen darauf. „Hier können doch keine Menschen wohnen! Und die Menschen, die hier bauen, sind so lustig, wo ich doch so müde bin? Sie gehen bestimmt wieder fort, wie ich es gern möchte." So dachte der einsame Baum. Er schien recht zu behalten. Die jungen, braunen Männer verschwanden wieder. Nur wenige blieben. Die Häuser waren verlassen.
Und wieder schaute düster der Himmel drein. Noch düsterer schaute die Weide. Sie wartete auf den Frühling. Der Frühling wollte nicht kommen. Ganz traurig war sie. Bis Stimmen sie hochrissen! Daß sie wieder umgemein neugierig den Kopf reckte. Am Montag war's, am 4. April. Am Dienstag noch

einmal. Viele Männer rückten an. Was hat das zu bedeuten? Ist es jetzt mit der Eintönigkeit aus? Aber wie sahen sie alle aus? Ganz anders als die ersten! Alle so verschieden. Mäntel, lange Hosen, Mützen, Hüte! Und dann erst die Gesichter! Voll Spannung kamen sie um die Ecke. Aber dann lösten sie sich auf, als sie mit ihren feinen Halbschuhen bis an die Enkel im Dreck versanken. Kaum gehen konnten sie. Einige schimpften schon. Die meisten wagten es noch nicht. Sie waren ganz erschüttert von dem Anblick und schwiegen. Zwischen den Baracken eine einzige Kuhle und Schlamm und Dreck. Ein Wasserloch hatte sich an der tiefsten Stelle gebildet. Gingen die Männer von der einen Seite des Lagers zur anderen, trudelten sie langsam aber sicher dem Loch zu und mußten alle Kräfte aufbieten, um wenigstens von den Knien bis zum Kopf sauber zu bleiben. „Ob die hier wohnen sollen? Das geht doch nicht!" dachte die Weide wieder und die Männer wohl selbst.
Aber sie wohnten hier und blieben wohnen, denn in ein paar Tagen waren es Arbeitsmänner im Drillichrock mit dem Spaten in der Hand.
Weißt du noch, als der Abteilungsführer es sagte? „Die erste Zeit wird schwer für Euch sein. Ihr zieht nicht in ein fertiges Lager wie andere Kameraden. Ihr baut es selbst. Aber gerade das wird Euch einmal mit besonderem Stolz erfüllen. Nur wenige dürfen so etwas erleben — und Ihr gehört dazu!"
Weißt du noch, als die ersten Loren rollten, viele, viele folgten, und zuerst kaum etwas von der Arbeit zu sehen war? Weißt du noch, als die Terrassen dem Wasserloch entgegenwuchsen und auf einmal ein richtiger Weg um das Lager führte, wie du an den Treppen gearbeitet hast, die so schön und so gewaltig in das tiefe Viereck führen?, wie du den beiden Kameraden zugeschaut hast, die mit Schnur und Spaten eine wunderschöne gleichmäßige Ellipse um das Wasser zogen? Du selbst hast dann vielleicht die Böschung zu dem Teich gebaut, auf dem heute lustig und vergnügt die Enten schwimmen und wie oft du „Küchendienst" gehabt hast, weißt du wohl selbst nicht mehr. Das Grauen kam dich in der ersten Zeit an, wenn du abends als Stubendienst deine Meldung bei Rasputin machen mußtest. „Rasputin" war immer gefürchtet. Es gibt so viel zu erzählen. Vieles wirst du vergessen. Eins aber wirst du stets behalten! Die Schönheit deines Lagers, das du gebaut hast.





Die Waldabteilung

Endlos zieht sich ein einsamer Feld- und Waldweg durch das Land, vorbei an Feldern, die im grünen Kleide der angehenden Saat stehen, durch kleine Wäldchen, deren dichte Kronen einen herrlichen Schatten spenden.
Dann auf einmal nur Wald und Wald. Das ist die mecklenburgische Landschaft mit ihren weitausgedehnten Waldungen und vielen Seen. Pfeifend und heulend empfängt uns der dahinfegende Wind. Da mitten in diesem großen Wald, da soll unsere neue Heimat sein, unser Lager, das uns nun für ein halbes Jahr aufnimmt.
Der Weg scheint endlos. Aber nein, da hinten zwischen den Bäumen dringt schon ein heller Lichtschein durch. Was ist da auf einmal? Eine riesenhafte große Fläche breitet sich da aus. Öde und kahl, leer und verlassen. Hier und da findet man verkohlte Holzreste. Die ganze Erde ist verbrannt. Wir erfahren nun von diesem riesigen Flammenmeer, das hier gewütet und unermeßliche Werte vernichtet hat.
Dieser herrliche Wald! Ein Opfer der Flammen? Zu ungeheuerlich die Tatsache. Wie eine Vision sieht man da weit hinten die roten Ungeheuer züngelnd um sich greifen, immer näher dringen sie; jetzt sind sie dicht bei uns — da, ein heftiger Windstoß, und das Flammenmeer greift weiter wütend um sich. Wie schrecklich schauerlich muß der Anblick gewesen sein, als Baum um Baum fiel, wie die Äste knisternd sich wanden und in die heißen Gluten versanken. Wir sehen nur noch die verkohlten Reste.
Wir alle, die wir uns hier erst gefunden haben, gehen weiter. Ehe man es gewahr wird, nimmt uns schon wieder ein dichter Wald auf. Hier hatte das vernichtende Element keine Gewalt mehr.
Da auf einmal, dort zwischen den Bäumen, sehen wir es schon, das Lager. Die

im Sonnenlicht gleißenden Baracken heben sich gegen den dahinter liegenden Wald ab. Und um den Bogen da hinten herum begrüßt uns als erstes die über den Gipfeln im Winde knatternde Fahne — die Fahne mit Spaten und Ähre — ein Symbol der Arbeit. Nun liegt vor unseren Augen schon das Lager. Hohe, uralte Kiefern umsäumen es.

Das ist die „Waldabteilung Priesterbäk, Paul Pogge", benannt nach dem aus einer angesehenen mecklenburgischen Gutsfamilie stammenden und um die deutsche Afrikaforschung verdienstvoll ausgezeichneten Paul Pogge. Die Abteilung fand im Jahre 1935 hier, als der große Brand ausbrach, ein riesenhaftes Aufgabengebiet in der Wiederaufforstung vor. Nur mit dem Förster und dem Bauer bildet die Abteilung die „Dorfgemeinschaft" Priesterbäk.

Wuchtige Blockbauten mit Rohrdächern, das Tor aus dicken runden Stämmen, sind der erste Anblick.

Fast erinnert dies alles an eine alte germanische Siedlung, die tief versteckt im Walde ein Leben eigener Art verbringt. Das soll nun unsere neue Heimat werden. Ade, du große Stadt da hinter dem Walde.

Hier fängt ein neues Leben an, hier draußen in der großen weiten Natur. Im Viereck liegen die einzelnen Zug- und Verwaltungsbaracken. Zur Linken die großen Geräteschuppen — auch in Blockhausform — und außerhalb der Umzäunung der Führerbaracke. Ein kleiner Triftweg nur trennt von allem die Kantine — eigentlich für uns Arbeitsmänner das Wichtigste. Auch sie steht wuchtig da in ihrer Blockform, mutet geradezu an, als sei sie aus der Landschaft emporgewachsen. Auf der rückliegenden Seite des Lagers zieht sich ein Platz, umgeben von Birken, hin, der hier gleich „zween Herren" dienen muß. Tag um Tag marschieren dort bei Sonne, Wind und Regen die Arbeitsmänner zum Ordnungsdienst, schwer und gewaltig schlägt dort ihr Tritt auf dieses Stückchen Erde. Aber bei Sport und Spiel springen sie dort leichtfüßig hin und her.

Dahinter liegt, dicht vom Schilf umstanden, der See — der Specker See —, und an allen Seiten spiegeln sich im Wasser die schwankenden Kronen des Waldes, der ihn umschließt. Dahin geht es an schönen Sommertagen. Fleißige Hände haben hier in früheren Jahren eine schöne Badegelegenheit geschaffen. Auch eine Sprunganlage ist da. Darüber hinaus hat unser Lager noch etwas Besonderes, nämlich ein Erholungsheim für schonungsbedürftige Arbeitsmänner des Arbeitsgaues VI. Also sogar als „Erholungs- und Kuraufenthalt" ist Priesterbäk berühmt. Die Lage, so mitten in der frischen, gesunden Waldluft könnte nicht idealer sein.

Noch oft wird hier die Sonne morgens mit ihren ersten Strahlen das Lager mit Licht überfluten und die Natur rings zu neuem Leben erwecken, und noch oft wird sie wieder blutigrot weit hinter den Gipfeln des Waldes fern am Horizont versinken. Von Zeit zu Zeit werden andere Menschen hier einziehen. Was aber alle Zeiten überdauern wird, das ist der Wald, jetzt noch jung und im Wachstum begriffen, dereinst aber ein bleibendes Dokument pflichtgetreuer Arbeit junger deutscher Menschen.

Das ist das Werk, das zu unserem Lager gehört, welches allen für eine Zeit ihres Lebens, reich an Eindrücken und Erinnerungen, die eine innere Reife und Erkenntnis um die großen Dinge im Geschehen der Zeit in uns geweckt haben, eine Heimat bedeutet hat.

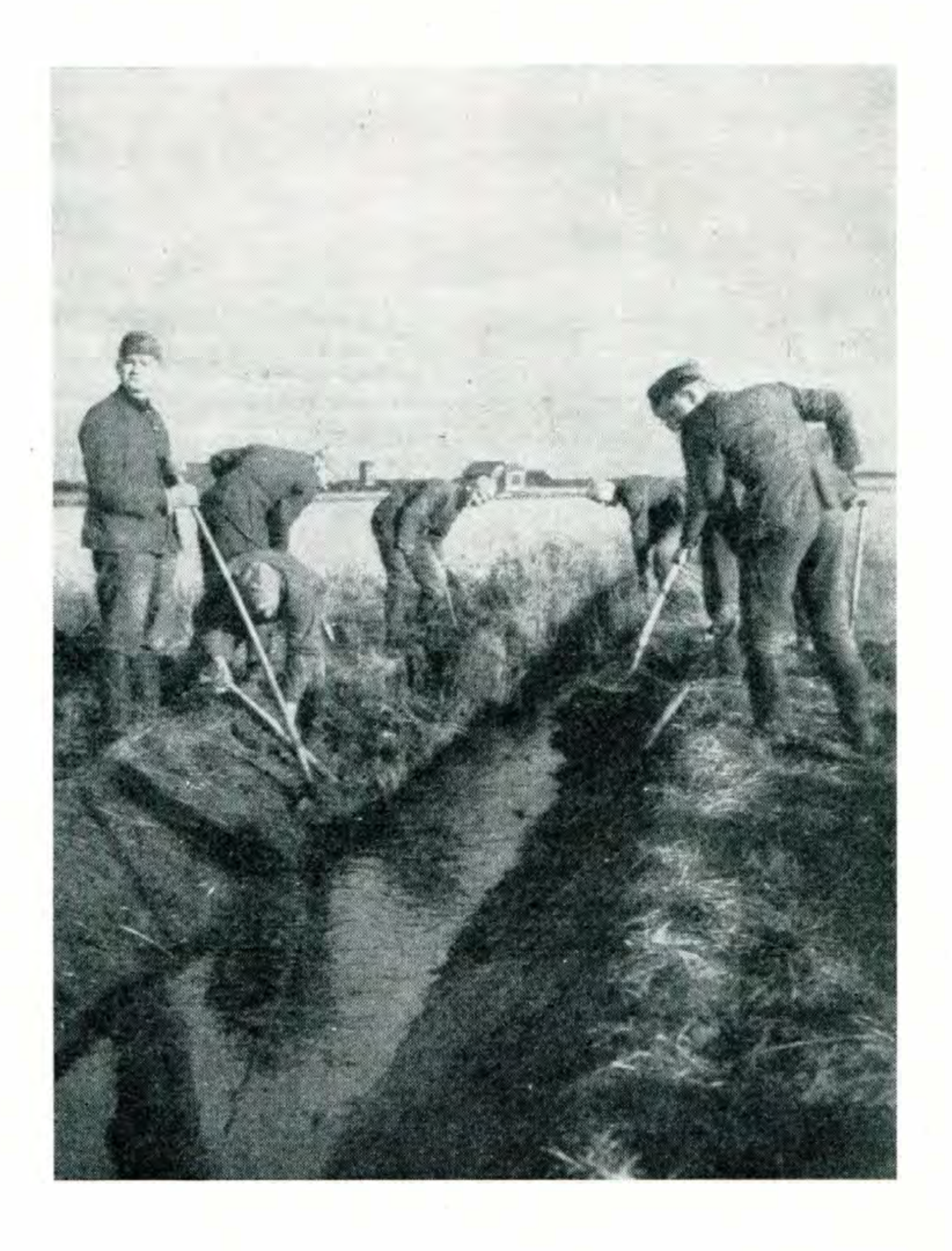


Der Weg

Jeden Morgen rollen 170 Fahrräder durch den Sand!
Jeden Morgen fahren 170 Mann den gleichen Weg!
Derselbe Weg bringt aber doch jedesmal ein anderes Erlebnis. Zuerst kannten wir „ihn" noch nicht, bis eines Tages der Zeitpunkt gekommen war, wo wir das erstemal auf ihm fahren durften. Er wurde bestaunt, begutachtet und verglichen mit seinen Brüdern. „Ja, er ist ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsweg mit viel Sand, wenig glatten Stellen, aber mit vielen Löchern und Unebenheiten übersät." So lautete das erste Untersuchungsergebnis zahlreicher „berufener Fachleute" und wohl auch der Allgemeinheit. Auch heute nach fünf Monaten hat es noch fast Gültigkeit. Der Weg ist der gleiche geblieben, doch seine Umgebung hat sich oft verändert. In den ersten Wochen noch war „er" umgeben von kahlen Bäumen, matten Wiesen und wenigversprechenden Ackerflächen. Jetzt, nach mehreren Monaten, kehrt seine Umgebung zu diesem Zustand allmählich zurück. Doch welche Zeit liegt dazwischen. Damals war die Entdeckung der ersten Frühlingsblume eine Sensation. Doch ob sie in der schnellen Fahrt wohl von allen gesehen worden ist? Egal — Gesprächsstoff für viele Stunden. Viele erfreuten sich so an der Natur. So manche Blumen,

während der schnellen Vorbeifahrt entdeckt, wurden Ausgangspunkt für Unterhaltungen. Auch als unsere tägliche Fahrt noch nicht so geschickt durch gefährliche Kurven und ärgererregende Schlaglöcher führte, geschah so manches. „An der großen Birke stürzt der Willi vom IV. Zug bestimmt wieder!" Das war eine feststehende Tatsache, und doch wurde sie jedesmal wieder ein kleines lustiges Erlebnis. So durchbrauste einmal ein Sensationsruf die fahrende Abteilung. „Eine Blindschleiche!!" Immer wenn ein Mann an der Stelle vorbeikam, erklang es neu. Unruhe herrschte während der ganzen Fahrt: „Du, ist die tot?" „Was die für einen treuen Blick hatte!" „Ist eine Blindschleiche eigentlich überhaupt eine Schlange?" So ging es hin und her. Endlos — endlos.

So folgte ein kleines Erlebnis dem anderen. Mit ihnen verging die Zeit. Saatzeit — Reifezeit — Erntezeit. Alles gesehen von „unserem Weg", ob wir morgens frisch und munter auf ihm daherfuhren oder mittags gebückt und müde nach Hause fuhren, immer ging es über „den Weg".



Der erste Tag auf der Baustelle

Nachdem ich mich in den ersten Tagen des April so allmählich an das völlig neue Leben in unserem Lager gewöhnt hatte, hieß es nun plötzlich: „Morgen geht's zur Baustelle!" Das war doch für mich und meine Kameraden, die wir ja fast alle aus dem Büro, aus der Werkstatt, aus der Fabrik kommen und keine sehr große Ahnung vom Umgang mit Hacke, Schaufel und Spaten haben, ein Ereignis von besonderer Bedeutung. Um noch vorweg zu sagen, der einstündige Marsch zu unserem Arbeitsplatz ließ bei vielen schon den Mut etwas sinken, die wohl im stillen bei sich dachten oder auch laut zum Ausdruck brachten: „Was soll das erst im Sommer bei der Hitze werden, jeden Morgen diese ‚Latscherei'." Aber jedenfalls nach außen hin gaben wir uns den Anschein eines noch arbeitswütigen Haufens, der nur so nach Mühe und Schweiß lechzte. Schließlich, als uns auf der Baustelle, einer Stadtrandsiedlung, unser Führer die Arbeit und deren Sinn erklärte und einige Griffe und Kniffe an den Geräten praktisch gezeigt hatte, wir ferner erfahren hatten, daß die Loren nicht „Loren", sondern „Muldenkipper" hießen, schlug doch so manch einem das Herz schneller, wie er nun selbst eine Schaufel oder Hacke in seinen Händen hielt und vor sich steinharten Lehmboden sah, an dem er jetzt seine Wut auslassen sollte. Oder unten auf der Wiese die feuchte, schwere, grasdurchwachsene Muttererde abstechen, das war doch etwas vollkommen Neues, Ungewohntes für uns. Da waren dann auch einige, die glaubten, sie hielten noch immer ihren Federhalter in den Händen, und also auch den Spaten dementsprechend quälten. So kam es daher auch häufig vor, daß man plötzlich vor Sand und Dreck, der um die Ohren flog, nichts mehr hören und sehen konnte, oder einem so ein zehnpfündiger Lehmklumpen zwischen die Beine sprang. Da war dann eben mal die Schaufel abgerutscht. Bei den Muldenkippern herrschte gleichfalls toller Betrieb. Trotz äußerst vorsichtigen Fahrens und möglichst vorschriftsmäßiger Bedienung (vom „Raufstellen" sahen wir ja damals noch ab) konnte nicht verhindert werden, daß der eine oder andere Wagen doch aussetzte oder umkippte, von geräuschvollen Zusammenstößen ganz zu schweigen. Das Einsetzen dieser so mißhandelten Kipper war anfangs natürlich ein gordischer Knoten für uns, nur daß dieser nicht mit einem Schwert, sondern mit einem Balken zu lösen war. Eine Leistung von drei Zügen pro Tag wurde als übermäßig angestaunt und leider waren nur die Führer anderer Meinung. Nach diesen Anstrengungen bemessen, war natürlich nicht verwunderlich, wenn man dann abends wie ein müder Krieger alle Viere von sich streckte und sofort in bleiernen Schlaf fiel. Noch im Traume lasteten dann die toll dahinrasenden und in den Kurven kreischenden Muldenkipper wie ein Alpdruck auf den geplagten Körpern von uns armen Arbeitsmännern.

Alles will eben gelernt sein, und wenn man diese ersten Baustellentage mit dem Heute nach über vier Monaten vergleicht, so kann man wohl sagen: Wir haben gelernt. Im Grunde genommen ist die ganze Arbeitsdienstzeit für uns ein Erlebnis, mag auch der eine und andere schwerer oder leichter damit fertig werden.



Die Arbeitsstelle

„Griese Gegend" nennen die Mecklenburger die Landschaft, in der wir jetzt leben. Weit dehnt sich das ebene, sandige Land. Nur Nadelwald gedeiht auf dem kärglichen Boden. Die Bauern führen ein hartes Leben. Dem trockenen, sandigen Boden läßt sich nur durch besonderen Fleiß die Ernte abringen, und auf den alljährlich überfluteten Wiesen wächst hartes und saures Gras. Sand und Trockenheit können wir nicht beseitigen, wohl aber die Überschwemmung der Wiesen. So sind denn vier Abteilungen angesetzt, um in einem großzügigen Fünfjahresplan die Sude-Rögnitz-Regulierung durchzuführen. Unsere Abteilung hat die Aufgabe, den Langenteilsgraben auszubauen, so daß er als Umleitung für die Rögnitz dienen kann, wenn diese abgestaut wird.
Morgen für Morgen marschieren wir die sandigen Wege entlang. Viel Staub wird dabei geschluckt, aber der gesunde Humor setzt sich darüber hinweg. An der Baustelle gibt es nun die mannigfaltigste Arbeit. Hindernde Bäume müssen gefällt werden. Das ist eine heikle Sache, denn mit geradezu konstanter Bosheit fallen die Biester in den Graben. Der Böschungsbau ist auch eine schwierige Angelegenheit. Die Böschung will nun einmal überall im gleichen Verhältnis weiterlaufen. Wenn ein Arbeitsmann den Blick hierfür nicht hat, werden ihm zuvorkommenderweise Hilfsmittel wie Böschungshobel und vernickeltes Augenmaß zur Verfügung gestellt. Aber auch Sabotage wird an der Baustelle getrieben, ohne daß wir die Täter zur Rechenschaft ziehen können. Eines Tages gehen wir wohlgemut an die Böschung, da stellen wir fest, daß alles zertrampelt ist. Ein Kriegsgericht wird einberufen, muß aber dann doch erklären, daß man die Kühe wegen Unkenntnis der Sachlage nicht für den Schaden verantwortlich machen könne.

Ein andermal sind die „Vermessungsbeamten" die Leidtragenden. Sie vermissen einige Stationspfähle. Niemand kann sich ihr Verschwinden erklären, bis sich herausstellt, daß ein Bauer sie mitgenommen hat, ohne ihren Zweck zu ahnen. Die Vermessung muß wohl oder übel noch einmal begonnen werden.
Ein besonderes Kapitel ist der Rückmarsch. Zu dem Staub nun noch die Sonne, die unbarmherzig auf uns herniederbrennt. Schweißbedeckt kommen wir ins Lager. Jeder mit einem kecken Schnurrbart aus mecklenburgischem Sand. Beim Duschen verschwindet der aber schnell.
So geht es Tag für Tag. In der gemeinsamen Arbeit findet sich alles zusammen, der Duisburger zum Berliner, der Student zum Kumpel. Und jeden Morgen tönt das Lied unserer Abteilung über den mecklenburgischen Sand:

Wir zieh'n in langen Reihen
wohl an den Rögnitzstrand,
der Arbeit uns zu weihen
am grauen Heideland.
Und durch die Reih'n der Spaten
zieht's wie ein heller Blitz.
Heil Euch, Ihr Werksoldaten!
Heil Euch von Jessenitz!

Mit unsern Arbeitswaffen
zieh'n wir voll froher Kraft,
ein neues Land zu schaffen
für deutsche Bauernschaft.
Und durch die Reih'n ...

Und will uns nicht gelingen
ein Werk auf einen Schlag,
wir werden es erzwingen,
wenn's lang auch dauern mag.
Und durch die Reih'n ...

Wir wollen nichts erraffen,
uns bindet unsere Pflicht,
für's Vaterland zu schaffen.
Nein, uns entlohnt man nicht!
Und durch die Reih'n ...





Erntehilfe

„Der 1. Zug fährt auf Erntehilfe." Das war keins dieser haltlosen Gerüchte, wie sie täglich zu Dutzenden im Lager umherschwirren. Nein, gleich nachdem die frohe Botschaft von allen mehr oder weniger gutgläubig aufgenommen war, bestätigte der Zugführer das Gerücht. „Morgen um ½9 Uhr geht es im Omnibus nach Böhlendorf." Das Gut dort hatte 700 Morgen Hafer und Roggen gemäht; doch die Arbeiter fehlten zum Einbringen der Ernte. Unser Herzenswunsch ging in Erfüllung. Wir durften bei der Ernte helfen.

Am andern Morgen um ½9 Uhr fuhren wir mit dem Omnibus nach Böhlendorf — vorbei an unserer Baustelle, wo wir den Kameraden lachend zuwinkten: Wir hatten Schwein. Wir kamen auf Erntehilfe.

Ja, warum freuten wir uns eigentlich? Hatten wir es wirklich besser als sonst, als unsere Kameraden auch heute? Wir mußten länger und schwerer arbeiten; das wußten wir, auch die, die wie ich noch nie bei der Ernte geholfen hatten. Die anderen Kameraden konnten sogar am Sonnabend eher auf Urlaub fahren. Und doch — wir freuten uns über die Abwechselung und freuten uns in Vorahnung der Arbeit, deren besonderen Wert wir kannten.

Wir stiegen aus: Ungeheuer erschien uns das gemähte Feld, fast 1 Kilometer breit und lang! — wie lang? — Bis zu den Hügeln hinten breitete sich das Feld, weiter sahen wir nicht. Doch dahinter ging es noch weiter: Hafer, Hafer, alles Hafer! Endlos lagen die Garben in langen, langen Reihen. Wir sollten hocken.

Ran an den Feind! Jedem Trupp wurden zwei Arbeitsmänner beigegeben, die schon früher einmal bei der Ernte geholfen hatten. Von ihnen lernten wir, wie man die Garben hockt. Anfangs brauchten wir einmal die Breitseite lang fast eine Stunde. Die zweite Reihe nahm nur noch eine halbe Stunde in Anspruch:

Wir hatten den Bogen raus. Zwei Mann stellten die Hocken auf. Die anderen folgten und setzten die restlichen Garben nur an. Das ging fast schließlich alles im Laufschritt. Erst nachher wurde mir klar, was uns so antrieb. Es war die Freude an der Arbeit. Kein einziger ließ sich ermahnen. Wir tobten die Reihen entlang. Hinter uns ließen wir Hocke auf Hocke. Wir sahen, was wir schafften, sahen, wie sich die Bresche in das schier unermeßliche Feld so schnell vergrößerte. Und so deutlich wie hier war wohl selten der Zweck und die Notwendigkeit unserer Arbeit zu sehen. Als am zweiten Tag auch noch 12 Gespanne eingesetzt wurden, die den gehockten Hafer gleich einfuhren, bemerkten wir erst, was wir geschafft hatten. Und gerade diese Kontrolle unserer Arbeitsleistung trieb uns noch mehr an. Was machte es, daß die Disteln im Hafer uns die Hände zerstachen, daß der Staub sich überall festsetzte. Dort drüben wurde schon wieder ein neues Feld gemäht. Weiter! Und hinter uns stand Hocke hinter Hocke!

Im Fluge verging die Zeit, ehe wir uns versahen, war es auch schon wieder Mittag. Ein reicher Mittagstisch erwartete uns auf dem Gutshof unter einer mächtigen alten Kastanie. Der Nachmittag verging noch schneller als der Vormittag. Die Arbeit ging uns von der Hand, als hätten wir nie etwas anderes getan. In 20 Minuten hatten wir eine Reihe gehockt. Um 6.00 Uhr wartete auch schon unser Bus „Pommerland" auf uns. Mit lautem Gesang fuhren wir wieder dem Lager zu.

Ein Zwischenspiel auf der Rückfahrt von der Baustelle

„Du, Kamerad, wie lange noch?" Diese oft gestellte Frage richtete Heinz auch heute wieder an seinen Freund. „20 Minuten noch", lautete Werners Antwort. „Du, wir müssen uns beeilen, daß wir möglichst bald von der Baustelle ins Lager kommen. Wir müssen heute das Gerät noch einfetten, heute nachmittag haben wir Ordnungsdienst, da müssen wir zusehen, daß wir möglichst bald zu unserer Mittagspause kommen." Bald darauf ertönte die Pfeife des Truppführers. Die Arbeit war zu Ende. Geräte sauber machen und dann aufs Fahrrad. Es war schon sehr spät geworden, und alle fuhren ein ziemlich scharfes Tempo. Da stockte plötzlich vorne die Kolonne. Die letzten schimpften und drängten nach vorne. Was war denn nur los? Aber da sahen sie es auch schon. Zwei Bauern waren die Tragebalken einer Wassertonne gebrochen, und nun standen sie ratlos da. Die Arbeitsmänner blickten sich an. Ohne ein Wort zu verlieren, stellten sie ihre Räder hin. Im Augenblick hatten einige Männer zwei dicke Balken herbeigeschleppt und untergeschoben. Wortlos packten jetzt alle zu. „Hoch geht es", und schon hatten sie die Wassertonne hoch und schleppten sie mit vereinten Kräften auf den von den Bauern bezeichneten Hof. Dort setzten sie die Tonne ab. Ein herzliches „Danke schön" der Bauern wehrten sie mit ein paar Scherzworten ab. Warum denn auch. Es war doch alles so selbstverständlich gewesen. Einen frohen Gruß tauschten sie noch mit den Bauern, und dann fuhren sie mit verschärftem Tempo weiter, alle um ein Stück selbsterlebter Volksgemeinschaft reicher.



Frühsport

Ich habe in irgendeinem klugen Buche einmal von einer Schlafkurve gelesen; der Schlaf sei um 11 Uhr herum der tiefste und schönste, und gegen Morgen soll die Festigkeit des Schlafes abnehmen.
Der Verfasser dieser Zeilen sollte mal um fünf Minuten vor „Fünf" in unsere Stube treten, ich glaube, er würde bei unserem Anblick in seiner Überzeugung schwanken. Denn jeder Arbeitsmann wird versichern, daß es beim Weckruf im Bette am schönsten ist und daß er einige Augenblicke vorher am tiefsten geschlafen hat.
Eisern und ohne sich um unsere wohlen oder unwohlen Gefühle zu kümmern, bläst der Hornist den Weckruf, zum zweiten, zum drittenmal. Jedoch solange ist keine Zeit zum Überlegen. Der erste Ton ist noch nicht verklungen, da sind über 200 Bettdecken zurückgeschlagen, und doppelt soviel Beine schlagen auf den Fußboden auf. Mit geübten Griffen greifen die Hände zur Turnhose, das Nachthemd wird mehr oder weniger vom Körper aufs Bett geschleudert, und noch sind die Sportschuhe nicht angezogen, da hallt es durch den Bau: Nrrraustreten zum Frühsport!!
Rasch haben sich die einzelnen Trupps formiert, und hinein gehts in den jungen Tag. Ein kurzer Lauf über die Landstraße, querfeldein oder durch den Wald läßt auch den letzten Schlaf wie Schuppen von den Augen fallen. Die Morgenluft ist herrlich. Das Herz lacht einem im Leibe. Die rotgoldene Morgensonne, die soeben aufgegangen ist, läßt durch ihren Schein die braungebrannten Körper noch kräftiger erscheinen. Alles dehnt und streckt sich und bereitet sich auf einen arbeitsreichen Tag vor.

Eine Stubenmeldung

In jedem Trupp gibt es wohl Arbeitsmänner, die ihren Dienst mit einem todernsten Gesicht machen, daß man annehmen müßte, eine Linksum-Wendung oder ein Spatengriff, oder was es sonst sein möge, wäre das Wichtigste und das Ernsteste, was es auf der weiten Erde gäbe. Und gerade dadurch sind sie oft die besten Humoristen, allerdings ohne es zu wollen.
So einen Vogel gab es auch bei uns: AM. Oldenburg, ein Mecklenburger, klein und klobig gebaut, kaum 1,55 Meter groß, mit einem Kopf wie ein Kubus. Er war Bauernsohn, und sein ganzes Wesen hatte etwas unheimlich Schwerfälliges an sich.
Da, ein Schritt; die Tür geht auf, und vor ihm steht der Führer vom Dienst, ein Obertruppführer von einer beinahe unheimlichen Korrektheit. Wir hören einen kurzen Knall: unser Stubendienst hat mit Macht seine Hacken zusammengeschlagen. Der Arm fliegt mit einem Ruck hoch, und dann geht es los mit einer Stimme, die nur die Eingeweihten verstehen können: „Trupp 7, belegt mit 16 Mann, 14 Mann in die Betten, AM. Oldenburg zum Stubendienst abkommandiert, Peter auf Urlaub."
Der Führer vom Dienst fragt zurück: „Was?" „Peter auf Urlaub", wiederholt unser Held, während wir leise in die Bettdecken kichern.
„Was ist los?", fragt nun der Führer vom Dienst eindringlich. „A M. Peter auf Urlaub!", lautet die Antwort, während er den Führer vom Dienst von unten herauf halb ängstlich und halb unwillig anschaut, weil er ihm nicht glauben will, daß AM. Peter auf Urlaub ist. Und noch eindringlicher kommt die Frage: „Was ist los!?" „AM. Peter auf H e i m a t u r l a u b !" So. Unser Stubendienst wendet sich langsam vom Führer vom Dienst ab. Mehr kann er doch wirklich nicht melden. Der Obertruppführer ist aber anderer Ansicht. „Ich kenne keinen AM. Peter!", damit geht er einen Schritt auf AM. Oldenburg zu, und nun sieht man deutlich, daß sich die beiden wie 1:2 verhalten. Jetzt ein langes Überlegen; dann kommt die erlösende Antwort aus dem Munde des trefflichen Stubendienstes: „AM. Peter Höller auf Heimaturlaub!"

Feierabend

Die Dämmerung wandert leise durch die Lande,
mit weichem Schleier deckt sie Gras und Baum.
Die Sonne sinkt, in bald verwehtem Brande
glüht noch im West der Wolke zarter Saum.

Wir legen still das Werkzeug aus den Händen.
Hart war die Arbeit und der Tag war lang.
Wir wollen ihn mit frohem Spiel nun enden
und auch mit ernstem, stillem Feierklang.

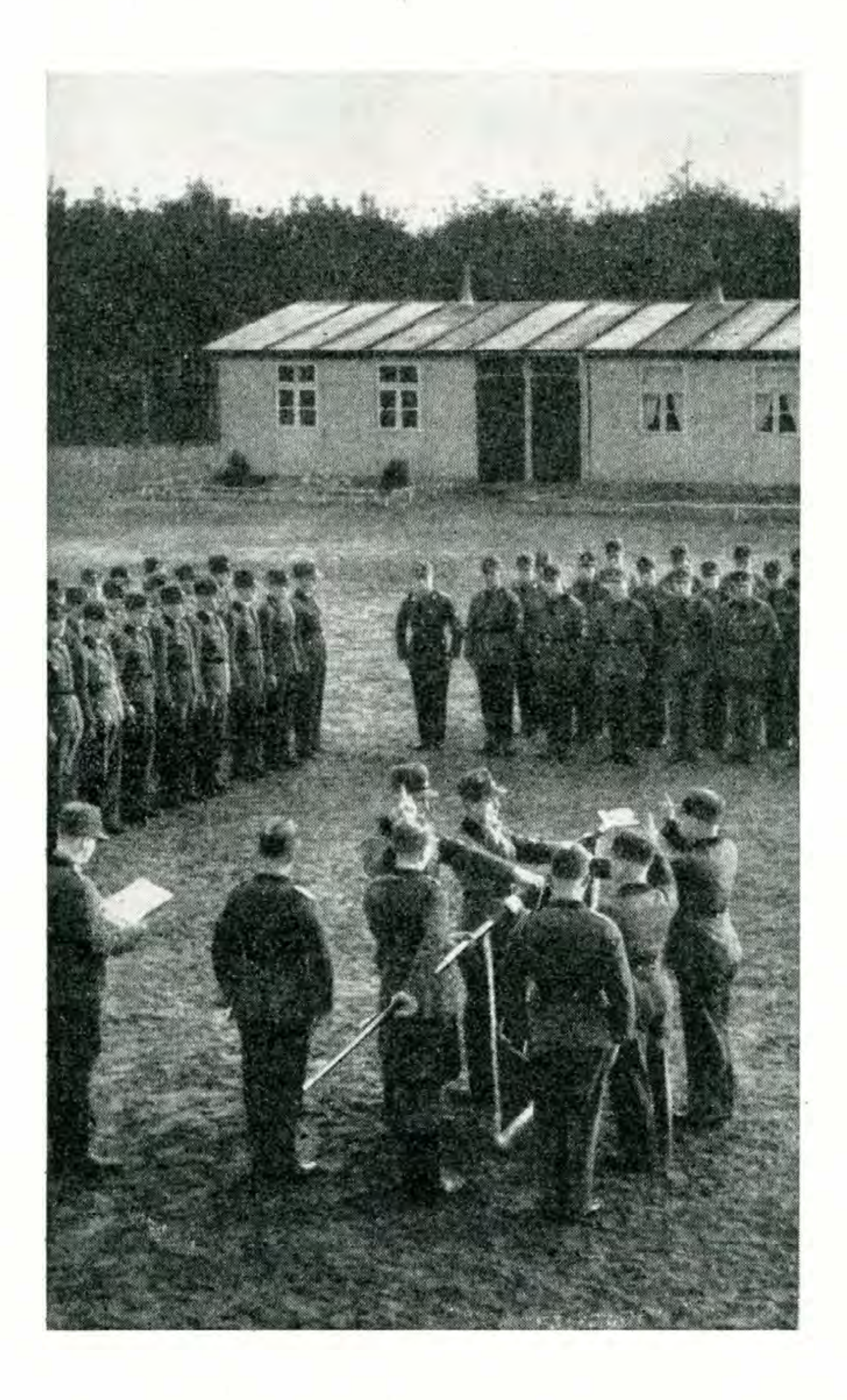


Vereidigung

Es gibt im Leben jedes Menschen Erlebnisse, die wie Marksteine an der Straße des alltäglichen Lebens stehen. Als solch ein Erlebnis kann man unzweifelhaft die Vereidigung des jungen deutschen Mannes im Reichsarbeitsdienst bezeichnen.

Am Morgen des 29. April, der Himmel mit schweren Wolken behangen, tritt die Abteilung an zum Marsch nach dem Lager Priesterbäk, wo die Vereidigung stattfinden soll. Mit frischem Gesang, in schneidigem Marsch, es hat vorher bestimmt noch nicht so gut geklappt, geht es durch unsere „Garnisonstadt" Alt-Strelitz zum Bahnhof. Eine halbe Stunde lang rattern die Räder des Eisenbahnzuges, und in Kratzeburg heißt es dann wieder marschieren, und zwar durch schier unendliche Kiefernwälder. Inzwischen hat die Sonne schon mehrere Male die Wolken durchbrochen, und heitere Soldatenlieder bringen uns schnell über die acht Kilometer hinweg. Jetzt hat der erste auch schon Dorf und Lager entdeckt. — Knochen zusammengerissen und Kopf hoch, so marschieren wir in das Lager ein, während die Führer und Männer der dortigen Abteilung uns und unseren Marsch mit kritischen Augen verfolgen. Nach uns treffen noch drei Abteilungen ein, und dann schwirrt ein Schwarm von 800 Arbeitsmännern durcheinander, als „Weggetreten" befohlen worden war. Hier kam jedem einzelnen so richtig zum Bewußtsein, daß nicht nur er alleine oder seine Abteilung im Arbeitsdienst seine Pflicht erfüllt, sondern mit ihm auch alle die jungen Männer dort, die den gleichen erdbraunen Rock tragen, wie er selbst. — Währenddessen ist es Mittag geworden, und die Sonne scheint vom blauen Himmel herab auf die Arbeitsmänner, die in Spatenform auf einer grünen Wiese angetreten sind. Feierliche Stille liegt über dem ganzen Platz, denn alle sind sich der hohen Bedeutung dieser Stunde bewußt. Mir drängte sich in diesem Augenblick unwillkürlich ein Vergleich mit dem „Rütlischwur" auf: Eine Ge-

meinschaft von jungen Menschen zieht hinaus in die freie Natur, um ihrem Volk und seinem Führer die Treue zu schwören. —
„Wir säen grüne Saaten, wo andere Unkraut säen, wir wolln als Werksoldaten getreu zur Heimat stehn," dieser Gedanke sprach aus den Worten des Abteilungsführers, der uns auf die Idee des Reichsarbeitsdienstes hinwies. Mit lauter und klarer Stimme sprach dann Abteilung nach Abteilung den heiligen Eid nach, den jeweils der Abteilungsführer vorsprach. Als Abschluß und Bekräftigung der Vereidigung erklangen das Deutschland- und Horst-Wessel-Lied. Eine derartige Feier- und Weihestunde gibt einem wieder den nötigen Schwung, den inneren Auftrieb, der uns unsere Aufgaben in rechter Weise lösen läßt.



Auf Nachtposten

„Aufstehen!" Jemand rüttelt mich an der Schulter. Verschlafen fahre ich von meiner Holzpritsche hoch. Vor mir steht der Wachhabende. Ein Blick auf die Uhr, und ich weiß, was ich zu tun habe. Ich springe von der Pritsche herunter, bringe meine Uniform in Ordnung, melde mich ab und trete in die Nacht hinaus. Im ersten Moment schreit mir die Dunkelheit ein drohendes „Halt" entgegen, bis meine Augen sich daran gewöhnt haben und ich meine nähere Umgebung wahrnehmen kann. Da steht ja auch mein Kamerad, der Posten, den ich abzulösen habe. Ich greife nach meinem Spaten, nehme ihn über und löse meinen Vorgänger ab. Die üblichen Formalitäten und Wünsche werden ausgetauscht, eine Tür klappt zu, ich stehe allein in der Nacht. Nur ein Lichtschein dringt aus dem Fenster der Wache, hinter dessen Scheiben ich den Wachhabenden sehe, der mit aufgerissenen Augen gegen die Müdigkeit ankämpft. Über dem Dache steigt der Mond auf und beleuchtet den Weg, den ich zu gehen habe.

Noch fühle ich das harte Holz meines Ruhelagers in allen Knochen, doch die kühle Nachtluft und schnelle Schritte vertreiben Schlaftrunkenheit und Steifheit des Körpers.

Meine Runde beginnt. „Auf Posten nichts Neues", sagte mein Kamerad. Formel? Formensache? Nein! Soll es mich nicht darauf aufmerksam machen, nachzusehen, ob wirklich alles in Ordnung ist? ... Kantine, Führerbaracke, durch das Lagertor, dann um die im Viereck gelagerten Mannschafts- und Verwaltungsbaracken. Der erste Rundgang. Wirklich alles in Ordnung.

Am Tagesraum bleibe ich stehen und sehe über die Wiese, über das einsame Bauerngehöft, auf den schweigenden, düsteren Wald. Der Mond steht jetzt gerade darüber und zeichnet die Umrisse der Baumkronen scharf gegen den Himmel ab, läßt aber die Masse der Stämme noch schwärzer erscheinen. Eigenartige, bizarre Formen haben die Kronen, vergrößert und nahegerückt durch das Mondlicht. Für einen Moment schiebt sich eine Wolke vor dieses Licht, und alles taucht in Finsternis. Über mir funkeln und flimmern die Sterne und eine barmherzige und doch lastende Stille umgibt mich. Die Wolke ist vorüber gegangen und wandert weiter südwestwärts, weit hinaus in die Unendlichkeit, über weite Wälder, über Seen, Berge und Städte. Auch meine Gedanken wandern, kommen und gehen, wandern mit der Wolke über die schlafende Welt. Ein Wort aus dem „Zarathustra" geht mir durch den Kopf: „Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen." Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen. Wie aus einem springenden Brunnen quellen und sprudeln meine Gedanken hervor, während meine Augen über die ruhende Landschaft schweifen.

Ein Rauschen, das mich an das Meer erinnert, läßt mich aufmerksam werden. Die Stille ist durchbrochen vom Singen des Windes in den Wipfeln des Waldes. Es reißt mich heraus aus dem Sinnen. Mir fällt plötzlich ein: „Du darfst nicht stehen bleiben, Gedanken wandern lassen. Du hast eine Pflicht, einen Posten zu erfüllen. Nicht dir selber gehört diese Stunde, sondern deine Aufmerksamkeit gehört deinen Kameraden, für die du wachst, um sie vor Gefahr und Schaden zu bewahren."

Schnell gehe ich weiter, mache Runde um Runde, wie es meine Aufgabe ist. Aber Gedanken sind frei, drängen sich auf, wollen nicht loslassen und haben

mich schon wieder eingefangen. Wie mag es jetzt in der Großstadt aussehen, in der ich aufgewachsen und groß geworden bin? Noch werden brausender Lärm, Hasten vergnügungslüsterner Menschen und die grellen Farben der Lichtreklame die Straßen beherrschen. Dort Unruhe, Lärm und Nervosität, als Sinnbilder der Stadt; hier die unendliche Ruhe der Natur, die mir einen innerlichen Frieden gibt. Natur — das Wort —, ich habe es eigentlich noch nie richtig begriffen. Doch hier, um mich her der rauschende, finstere Wald und über mir der weite, unendliche Himmel, der unglaubliche Wunder ahnen läßt und doch menschlichem Forschen Grenzen setzt.

Langsam gehe ich die Umzäunung entlang und lausche dem Gesang des nahen Waldes. Ist es nicht wirklich, als ob der wilde Jäger mit seinem Gefolge über die Wipfel zieht, wie es sich unsere Vorfahren vorstellten? Demütig beugen die Bäume ihre Häupter, und das Stöhnen, Knarren und Ächzen der Äste bittet den finsteren Reiter um Schonung bei der beginnenden rasenden Jagd.

Stärker bläst der Wind, er pfeift ordentlich in den Schnüren des Fahnenmastes. Ein böses Pfeifen ist es, es weist geradezu hin auf die Veränderung, die in meiner Umgebung vor sich gegangen ist. Wolken um Wolken sind heraufgezogen, verdecken die Gestirne und lassen deren Schein nur noch ab und zu durch ihre zerfetzten Ränder schimmern. Drüben am See wird es lebendig. Mit lautem Flügelklatschen, schrillem Kreischen und angstvollem Piepsen suchen sich die Vögel einen sicheren Ruheplatz. Ein Rudel Rotwild bricht flüchtend durch das Gehölz. Das Rauschen in den Baumkronen wird zum Orgeln, das an- und abschwillt. Es ist ein anderer Ton, als das Brausen einer Großstadtschlucht, ein urgewaltiges Lied, ursprünglich und berauschend, Kunde gebend von allmächtigen Gewalten, die man nirgends besser ahnen und begreifen kann, als wenn man, ihnen selber preisgegeben, mitten unter ihnen steht.

Runde um Runde bin ich indessen gegangen. Gleichmäßig hallt der Takt meiner Schritte von den Baracken wider. Gleichmäßig verrichten Körper und Sinne ihren Dienst. Doch meine Seele ist voll vom Erleben meiner Umgebung.

Ein Blick auf die Armbanduhr zeigt mir, daß bald meine zwei Stunden Nachtwache, und damit auch zwei Stunden voller Glück des Beschauens und Besinnens, herum sind. Aber kann ich nicht noch viele solcher Stunden hier erleben? Morgens beim Gang zur Baustelle, bei der Arbeit, die uns als Forstarbeit unmittelbar mit der Natur verbindet, kurz, zu jeder Tageszeit ergeben sich doch tausendfach Gelegenheiten, wenigstens für Augenblicke das wieder zu erleben, was für mich das große Erlebnis dieser Nacht war.

Inzwischen bin ich vor dem Wachhaus angelangt. Das Licht der Petroleumlampe zeigt mir wieder das müde Gesicht des Wachhabenden. Erst jetzt spüre ich, daß auch ich müde und abgespannt bin und mich auf die harte Pritsche, wie auf das weichste Himmelbett, freue. Die Tür knarrt, der nächste Posten tritt heraus und löst mich ab. Ein letzter Blick noch in die Dunkelheit des Waldes und dann auf die dicken Wolken des Himmels, die zum Abschied für Augenblicke den Mond noch einmal freigeben, dann öffne ich die Tür und trete ein. Knarrend und krachend schlägt sie hinter mir zu, trennt mich vom Brausen und Orgeln des Windes und verwischt die Gedanken, die das Lied der Natur in mir geweckt hat, bis später die Erinnerung, vielleicht mitten im Tosen des Weltstadtverkehrs, wieder auflebt und eine Sehnsucht nach Land, Wald und Freiheit in mir aufsteigen läßt.



Feueralarm

Wie einst Wallenstein nahm ich mir vor: „Ich gedenke einen langen Schlaf zu tun!" und zog mir die Bettdecke über die Ohren. Stubendienst hatte ich nicht, die Stiefel waren geputzt, Fußappell war vor kurzem erst gewesen: Was sollte mich schon stören? Doch erstens kommt es anders, zweitens als man denkt. Ich wachte vom Lärm, Pfeifen und Feuerrufen auf. „So ein Blödsinn!," ging es mir durch den Kopf, „wegen so eines albernen Probealarms hier aufgeweckt zu werden!" Aber das angeborene Pflichtgefühl veranlaßte mich doch, notdürftig bekleidet das Freie aufzusuchen. Hm, die Tannen hinter der vierten Zugbaracke hoben sich gegen einen glutroten Himmel ab und man hörte zwei oder drei dumpfe Detonationen, die mich aber nicht aus der Ruhe bringen konnten. „Allerdings," dachte ich, „da haben sie sich wohl sogar vom Luftschutz einen Brandsatz organisiert, um zur Untermalung uns Arbeitsmännern ein kleines Feuerwerk vorzumachen!" Aber als wir dann jeder mit zwei Eimern Wasser bewaffnet losstürzten, merkte ich doch, daß es diesmal Ernst war. Unweit des Neddeminer Bahnhofs, der ganz in der Nähe unseres Lagers liegt, brannte ein Lagerhäuschen mit Benzinfässern und anderem brennbaren Zeug. Die Benzindämpfe hatten sogar eine kleine Explosion verursacht. So schnell wie möglich rollten wir die Fässer ins Freie, schlugen Scheiben ein, damit der Durchzug alle Dämpfe hinaus blies, rissen brennende Pfosten heraus, und über allem stand das Knattern der Flammen und ihr wütendes Aufzischen unter dem dünnen Strahl der Löschgeräte. Nach einer halben Stunde hatten wir den Brand gelöscht, unser Einsatz war beendet. Zufrieden krochen wir in unsere Betten und schliefen den Schlaf des Gerechten.

Alarm in Fleeth

Es ist ganz klar, daß der Affe drückt, wenn man den ganzen Spind hineingequetscht hat. Es ist ganz klar, daß der Spaten bald an zu drücken fängt, wenn man nicht gewohnt ist, ihn lange zu tragen. Es ist ganz klar, daß man Blasen bekommt, wenn man die Fußlappen in solcher Hetze gewickelt hat. Aber — es ist sonnenklar, daß sowas keiner von außen merken darf. Die junge Dame, die im schnittigen Wagen an der langen Kolonne vorüberfährt, sieht nichts, als frohe, vergnügte Gesichter und den zackigen flotten Marschtritt deutscher Arbeitsmänner.

Es ist sogar beinahe romantisch, im Abendrot in eine ungewisse Zukunft zu marschieren. Und man muß unbedingt an die Jungens denken, die ebenso bepackt voller Erwartungen hineinmarschierten in den Krieg. Allerdings denken nicht alle an sowas. Der eine denkt an die nahe Zukunft. Wie sie das wohl mit dem Essen in Friedland organisieren, denkt er, und das ist immerhin berechtigt. Ein anderer läßt nochmal die Bilder der letzten Stunden an sich vorüberziehen:

Alarmpfiffe, Trompetensignale!! Auf dem Appellplatz eine Menge hoher Führer ... Der Gruppenführer spricht: „... Die Abteilung wird verlegt ... um 23 Uhr fährt der Zug in Friedland ... Ziel: unbekannt ..." Und dann: Tornisterempfang! Zwoter Zug mit Decken raustreten. Kammer ausräumen ... Packen, soviel Klamotten und so ein kleiner Tornister ... „Wolff, weißt du, wie die Decke gerollt wird??? ..." „Turnschuhe auch??? ... Also — Tuch 1 in Stiefeln!?" ...

„Rrraustreten!!!" Die Abteilung steht. Keine Stunde ist vergangen, und die Abteilung steht. Manche schämen sich. Sie haben die Tornisterriemen verkehrt herum eingezogen. Verflucht noch mal ...

Aber es ist doch ernst: Hinten räumen sie die ganzen Konserven aus, und in der Schreibstube soll auch alles verpackt sein.

Die Abteilung marschiert. In Schwichtenberg flattern Fahnen zum Abschied. Mädchen weinen. Ob auch noch die Glocken läuten werden? Schwichtenberg ist hinter uns. Ein letzter Blick auf das alte Lager, die vertraute Stätte ...

Man denkt schon an das ferne Friedland, noch weiter — —. „Natürlich Österreich, ist doch ganz klar!" „Wieso? Der eine Führer hat nach der Entfernung von Düsseldorf nach Köln gefragt. Es geht sicher ins Rheinland." „Quatsch, für euch gibts wohl überhaupt bloß Rheinland." Der Unterfeldmeister kommt vorbei. Er grinst unergründlich. „Ihr werdet euch wundern", sagt er. Das ist alles ...

Wenn das so weiter geht! Mancher ruckt schon schwer am Tornister, sehnt sich nach dem nächsten Schulterwechsel. Und doch freut er sich, es geht fort. Irgendwohin. In die Ferne. Mit fröhlicher Bahnfahrt, triumphalem Einzug, blumenstreuenden Mädchen ...

„Links schwenkt — marsch!" Die Marschrichtung ist um hundertachtzig Grad gedreht.

„Natürlich", sagt der Arbeitsmann. Aber eigentlich wollte er ganz was anderes sagen ...



Wir waren dabei!

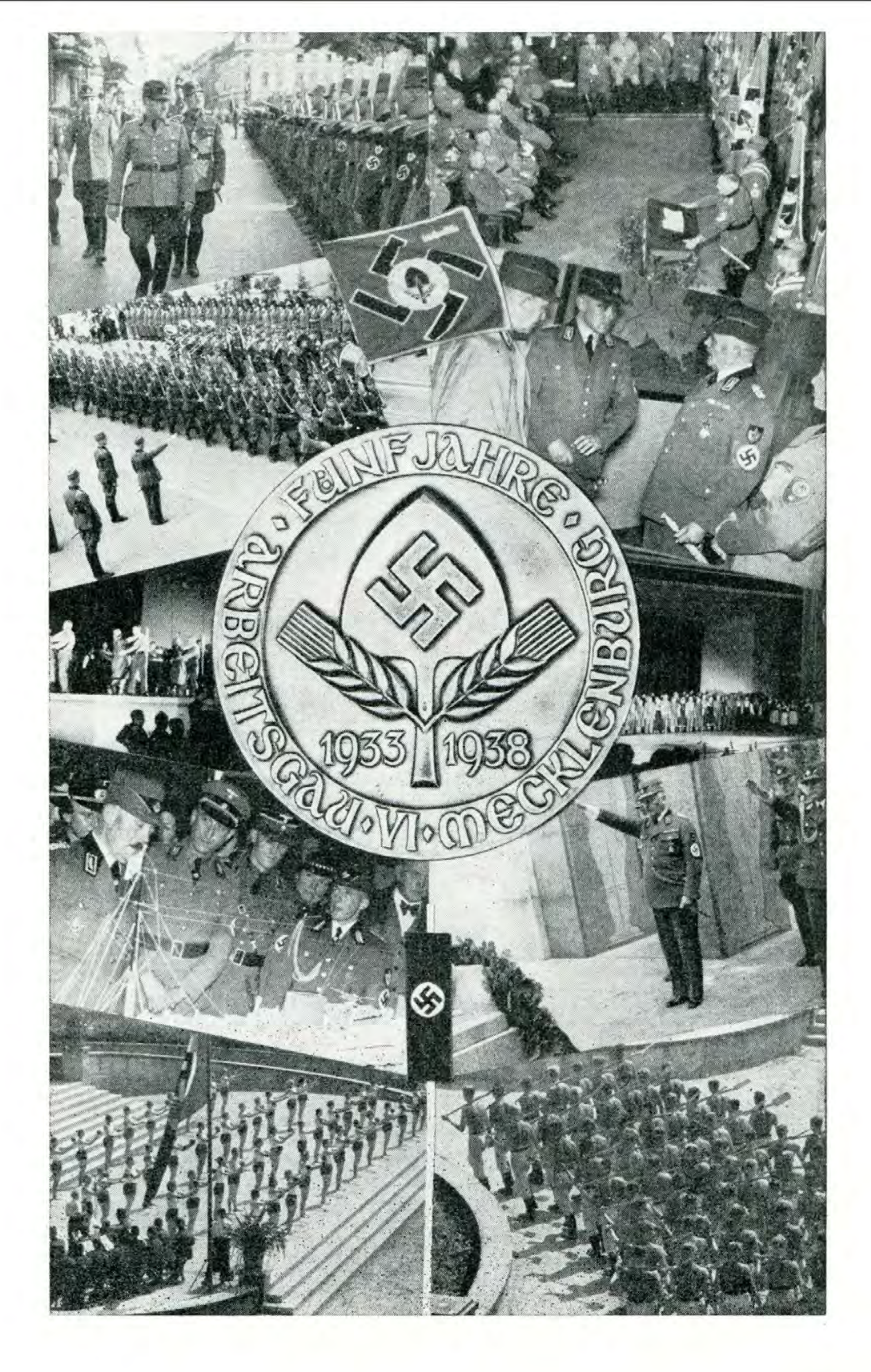
Marschbefehl: „Die Abteilung 2/61 marschiert um 14.30 Uhr ab in ihren Heimatstandort Grevesmühlen." Uns wird leicht unwohl bei dem Gedanken, nach den schönen Tagen des Gauaufmarsches nun die 35 Kilometer nach Grevesmühlen zu klotzen. Am Morgen waren wir bei den Sportvorführungen auf dem Alten Garten, und jetzt sollte der graue Alltag wieder mit dieser Gewaltleistung beginnen. In wenig schöner Stimmung brachen wir die Zelte ab und machten uns marschfähig. An der Spitze der Gaumusikzug, der uns auf Befehl des Generalarbeitsführers bis an den Stadtrand begleitet. Im Nu ist unsere Stimmung gehoben, wir sind stolz darauf, daß unsere Leistung als Ehrenabteilung des Gaues anerkannt wird. Auch die Schweriner lassen sich nicht lumpen und begleiten uns dicht an dicht. —
Wir sind alleine auf der Landstraße und haben Zeit, das Erlebnis der Schweriner Tage in uns wachzurufen. —
Wißt Ihr noch, wie das Gerücht umging, unsere Abteilung komme zum fünfjährigen Gautag nach Schwerin? Dann kamen eines Tages Oberstfeldmeister von Wedel-Parlow und sein Schatten, Feldmeister Obsen. „Die Abteilung Grevesmühlen ist uns im Singen in guter Erinnerung und Ihr sollt deswegen bei der Ausgestaltung des Gautages mitwirken." Nun wurde geübt und immer noch einmal geübt. Doch damit nicht genug, auch zur Sportvorführung wurden

noch 50 Männer ausgewählt. Der Gauwagen fuhr förmlich Pendelverkehr zwischen Schwerin und Grevesmühlen. Doch alle guten Dinge sind drei, auch beim Reichsarbeitsdienst. Und setzte dann auch wahrlich noch preußischer Drill ein. Wir fragten uns, warum immer nochmal: „Achtung! — Spaten faßt an!" und Achtungsmarsch? Die Erklärung: Die Abteilung 2/61 ist vom Generalarbeitsführer dazu bestimmt, den Reichsarbeitsführer zu empfangen. Nun auch noch Ehrenabteilung! Ja, wir waren stolz, und das Geschimpfe über den Drill verstummte. —

Am Mittwoch, dem 20. Juli 1938, rückten wir mit klingendem Spiel vor dem Bahnhofshotel in Schwerin an. Schnurgerade ausgerichtet steht die Abteilung. Ein zackiger Spatenehrungsgriff, die Köpfe fliegen nach rechts. Der Reichsarbeitsführer schreitet die Front ab. Am Abend bringen wir die Fahnen des Gaues zur Kundgebung. Der Generalarbeitsführer begrüßt den Reichsarbeitsführer und die Gäste und gibt dann einen kurzen Bericht über die geleistete Arbeit. Unser Gauleiter Hildebrandt erweitert den Rechenschaftsbericht über die Arbeit des Arbeitsdienstes in Mecklenburg. Zwei Gedanken haben uns besonders gefallen: „Aber nicht nur darin liegt der große Wert des Arbeitsdienstes, daß er dem Volke Land gewinnt und die Ernährung sichern hilft, nein, er hilft uns auch bei der kulturellen und weltanschaulichen Umgestaltung unseres Volkes. Seht sie euch an, die Wohnkultur des Arbeitsdienstes. Sind nicht die Lager in ihrer Anlage und Ausschmückung vorbildlich für unsere mecklenburgischen Landarbeiter? Wird nicht auch er sein Heim so schön gestalten wollen, wenn er das sieht?" Und zum andern: „Wie sehr hat der Arbeitsdienst mit seiner Feiergestaltung und Schulungsarbeit bei der weltanschaulichen Erziehung des deutschen Menschen geholfen?"

Diesen Gedanken gab denn auch die Feierstunde am Freitagabend in der Festhalle Ausdruck. Der Arbeitsgau VI gab hier einen Überblick über die geleistete Kulturarbeit. „Kamerad, hörst du noch die Lieder?" „Wir Kameraden der Arbeit künden das Leben, den kommenden Tag" und „Dem Bauer zu helfen, sind wir bereit". Ließ uns nicht die Feierstunde erkennen, daß wir nicht nur planlos für ein halbes Jahr in eine Gemeinschaft gezwungen werden, sondern daß wir immer die Spaten da wieder ansetzen, wo unsere Kameraden vorher geendet haben. Wenn ein Jahrgang abtritt, dann steht schon wieder ein neuer da, bereit zum Dienen! — Eine Ausstellung gab den Volksgenossen Gelegenheit, zu sehen, wie ihre Söhne und Töchter im Arbeitsdienst leben.

Sonnabend, den 23. Juli 1938. „Wollen Sie auch zum Manöverball nach Zippendorf?" fragt uns in der Straßenbahn ein älterer Herr. Er ist etwas erstaunt, als wir ihm erwidern, daß wir zwar nach Zippendorf wollen, aber nicht zum Manöverball, sondern zum Kameradschaftsabend des Arbeitsdienstes. „Das meine ich auch", sagte der Herr betreten. Wahrlich, Zippendorf gehörte an diesem Abend den Männern im erdbraunen Kleid. Im Strandhotel waren wir; und der General mitten unter uns. Eine Fröhlichkeit herrschte, die nicht der Alkohol verursachte, sondern zu der freie und gesunde Menschen fähig sind. Der Saal war mit lustigen Bildern aus unserem Dienstbetrieb geschmückt, und für Unterhaltung war auch gesorgt. — Da wollte sich doch ein angetrunkener Arbeiter in unsere „standesbewußte Gesellschaft" eindrängeln. Trotz aller Versuche, ihn hinauszudrängeln, kämpfte er sich zur Bühne vor und entpuppte sich als Vortragskünstler. Wir aber erinnerten uns der Zeit, wo man den Arbeiter


FÜNF JAHRE
ARBEITSGAU VI MECKLENBURG
1933 1938

nicht bei sich haben wollte. Daß wir die Arbeitsmaiden tüchtig bewegt haben, ist wohl selbstverständlich. Um 2.00 Uhr nachts kroch die ganze fröhliche Meute in die Zelte. Die Großveranstaltungen haben Aufgabe und Leben des Arbeitsdienstes in eindrucksvoller Weise aufgezeichnet. Am Anfang steht die Arbeit, daher die Kundgebung, die Rechenschaft über die geleistete Arbeit gab. Dann die weltanschauliche und kulturelle Erziehung, bewiesen durch die Feierstunde. Die fröhliche Gestaltung des Feierabends in der Gemeinschaft, bekundet durch die schönen Stunden in Zippendorf, und endlich die Erziehung des Leibes, ausgedrückt durch die Sportvorführungen auf dem Alten Garten. Als Anerkennung für die Arbeit des Arbeitsgaues Mecklenburg verlieh der General im Auftrage des Reichsarbeitsführers das schöne Mützenabzeichen mit dem mecklenburgischen Büffelskopf auf einer Hakenkreuzfibel. Die Beine flogen nur so, als wir anschließend an den Appell am Vater des Gaues vorbeimarschierten. Und wir brachten die Knochen raus, als wir um 22.00 Uhr in unsere Abteilung einmarschierten. So erfüllte uns das Erlebnis, daß wir die Härte des Marsches nicht spürten. Stolz sind wir, daß am Ende dieser Tage, an denen wir ein Bekenntnis zur Arbeit und zur nationalsozialistischen Weltanschauung abgelegt haben, wiederum stand: Die Leistung der Gemeinschaft!

Wir erlebten 5 Jahre Arbeitsgau VI Mecklenburg

Wenn man in seinem Lager jeden Morgen zur Baustelle ausmarschiert und am Mittag nach getaner Arbeit wieder zurückkommt, dann am Nachmittag im Ordnungsdienst, in der Leibeserziehung und im Unterricht seine Pflicht und Schuldigkeit tut, so erhält dieser Dienst im Laufe der Zeit eine gesetzförmige Gleichmäßigkeit. Nicht, daß es dadurch etwa eintönig würde. Nein, mit jedem Unterricht werden wir mit dem Geschehen der deutschen Geschichte von der Frühzeit bis zur Gegenwart mehr vertraut gemacht. Jeder Sportnachmittag bringt etwas Neues, und sogar der Ordnungsdienst stellt immer neue Anforderungen. Es wickelt sich aber Tag für Tag alles im gleichen Lagergebiet ab. Sonnabend abend und Sonntag ist Ausgang. Nächsten Sonntag ist wieder Ausgang, und alle vier Wochen ist Heimaturlaub. So geht es fort, und so wird man verstehen, wie beliebt Sonderkommandos bei den Arbeitsmännern sind. Sei es nun, daß Fahrräder in ein anderes Lager gebracht werden sollen, oder es auf Erntehilfe geht oder die Abteilung auf Katastrophenschutz eingesetzt wird.

Dieses Mal waren wir 30 Arbeitsmänner in Schwerin im Lager Möwenburgstraße und freuten uns riesig, daß wir als Fahnenbegleiter die Fünf-Jahres-Feier des Arbeitsgaues Mecklenburg miterleben durften.

Am Mittwochnachmittag war der Reichsarbeitsführer in Schwerin angekommen und wir sollten bei der Eröffnungskundgebung am Abend in den Stadthallen mit Arbeitsmaiden zusammen Spalier stehen. So sahen wir am Abend zum ersten Male unsern Reichsarbeitsführer. Was so vielen Kameraden nur Wunsch bleiben muß, war für uns in Erfüllung gegangen. Als dann der Reichsstatthalter Gauleiter Hildebrandt einen umfassenden Leistungsbericht des mecklenburgischen Arbeitsdienstes gab, wurde wohl jeder von dem groß-



artigen Wert des RAD. für das gesamte Volk auf erziehungsmäßigem und leistungsmäßigem Gebiet zutiefst beeindruckt. So konnten wir mit Stolz an unsere Arbeit im Lande denken, der unser Gauleiter seine und des mecklenburgischen Volkes Anerkennung ausgesprochen hatte. Vertieft wurde dieser Leistungsbericht noch weiter durch die Ausstellung des RAD. im Arsenal in Schwerin. Modelle der mecklenburgischen Lager und Baustellen, Werkzeuge und Sportgeräte sowie Ausrüstungsgegenstände des Arbeitsdienstes, sanitäre Einrichtungen und Statistiken, kurz alles, was den Arbeitsdienst angeht, war hier in übersichtlicher Weise ausgestellt. Den größten Eindruck wird auf alle Besucher der Ausstellung die Raum- und Lagergestaltung gemacht haben. Man hatte nur den Wunsch, daß es einmal allen Volksgenossen möglich sein wird, in solch einprägsamer Weise die Leistungen des RAD. kennen zu lernen.
Am dritten Tage fand sich die Schweriner Bevölkerung mit dem RAD. wieder zu einem Feierabendspiel des Reichsarbeitsdienstes in der Festhalle zusammen. Es ist etwas Großartiges bei diesem Spiel. Hier Ausschnitte aus den Bauernkriegen, dann der ergreifende Chor der Arbeitslosen, und zum Schluß die festen geschlossenen Marschblocks der Arbeitsmänner und -maiden. Der Arbeitsdienst bei Ernteeinsatz und Feierabend.
Am Sonntag fanden diese Feiertage mit den sportlichen Darbietungen ihren Abschluß. Arbeitsmänner und -maiden zeigten ihr sportliches Können in der strahlenden Sonne auf dem „Alten Garten". Stolz leuchteten die Hakenkreuzfahnen der Fahnenschwinger und spiegelten sich wider in den blanken Spaten der Arbeitsmänner. Kraftvolle Übungen mit Baumstämmen und Medizinbällen wechselten ab mit den rhythmischen Übungen der Maiden. So mag noch mancher, der an dem Wert des Reichsarbeitsdienstes bisher zweifelte, zu der Einsicht gekommen sein, daß hier eine wertvolle Arbeit an der Erziehung des deutschen Menschen geleistet wird.
Uns Arbeitsmännern aber war es ein neuer Ansporn zu unserer weiteren Arbeit.



Jeden Morgen ging es nun hinaus mit den Stahlrossen. 45 Mann traten in die Pedale, und nach etwa einer Stunde waren sie an ihrer Baustelle, einem kleinen Bach, der sich in hundertfachen Krümmungen durch die saftigen grünen Wiesen schlängelt. Dieser Bach wurde begradigt und entschlammt.
An jenem Morgen, von dem hier die Rede ist, hatten sich Robbi und Franz von Trupp 1 schon gleich nach dem Frühsport die Meinung gesagt. Franz behauptete nämlich, er wäre dran mit dem Tischdienst, Robbi blieb jedoch dabei, er sei heute für den Tischdienst zuständig, weil er gestern den Stubendienst mit der zackigen Meldung geliefert hatte, und morgen müßte er überhaupt noch den Hofdienst ableisten.
Zwischen Bettenbau und Waschen zehrten beide von dem Schatz ihrer rednerischen Talente, den sie gegeneinander ausspielten. Schließlich schlichtete der Vormann die Meinungsverschiedenheiten, indem er Franz beauftragte, an diesem Tage für das leibliche Wohl des Trupps zu sorgen.
Nun gabs nichts mehr zu meckern.
An den Streit aber dachten noch beide, als sie, mit braungebrannten Körpern, nur in der Badehose und den große Gummistiefeln standen, mit langen Schaufeln den Schlamm und das Kraut aus dem Bach holten. Zehn Schritt entfernt von Franz bohrte Robbi im Schlamm, sah nicht nach rechts oder links, warf Schaufel um Schaufel über die Böschung, daß der Schlamm in heftigen Kapriolen durch die Gegend spritzte. Das ging bis kurz vor dem Frühstück so.
Unter dem schattigen Weidenbusch, wo ebenfalls einige Kameraden arbeiteten, gab es plötzlich großes Hallo: „Hier ist er ... Komm rasch her ... Faß doch zu ... Minsch, griep em doch ... Ach, du lange Leitung ..."
Robbi und Franz sahen sich beide nach den Kameraden um, es war, als ginge ihnen ein Stallicht auf: ein Aal! Da riefen es auch die Kameraden herüber: „Haltet doch den Aal fest!" Ja, hat sich was, wenn der Aal so glatt und springlebendig ist, wie ein ausgewachsener Grünaal sein soll, der nicht freiwillig in die ewigen Jagdgründe wandern will, und zudem das Wasser un-

durchsichtig wie der brodelnde Kessel, in dem der tägliche Morgenkaffee gebraut wird.
Jetzt ging alles sehr schnell. Etwas Aalglattes schlängelte sich durch das Wasser. Franz griff rasch zu, leider zog er nicht einen geräucherten Aal heraus, sondern seine Hand umfaßte eine Muschel mit vielem Grünzeug. Robbi eilte herbei. In Aufregung und aus einem unbestimmten Jagdgefühl heraus stürmte er durch die Wassermassen heran.
Auf einmal brüllendes Gelächter. Robbi war mit seinen großen Gummistiefeln ausgerutscht und tummelte sich nun im Schlammbad. Grinsende Gesichter, mehr oder weniger gut gemeinte Ratschläge fehlten nicht. Robbi dachte jedoch nicht daran, zu kapitulieren. Er kroch im Schlammbad weiter, mit kurzen Sprüngen, wie ein Kaninchen, und hielt dann mit Triumphatormiene, trotz des mit Schlamm bespritzten Gesichtes, einen riesigen zappelnden Aal als Jagdbeute in den Lüften.
Am andern Tag, kurz bevor das Mittagessen beendet war, sprach Robbi mit dem Truppführer und ging dann zur Küche. Als er zurückkam, hielt er eine Schüssel in den Händen und schritt mit seiner Himmelfahrtsnase gemessenen Schrittes durch den Speiseraum. Bei seinem Trupp verteilte er den gebratenen Aal und setzte sich dann neben Franz.
Loblieder auf Robbi machten die Runde.
Franz bemerkte nur noch in seinen Berliner Urlauten: „Den Aal hätt ick ja ooch jekricht, bloß ick hab ihn nich jenau sehn könn'n." Worauf Robbi im gelassenen Mecklenburger Platt meinte: „Na, lat man, de Aal smeckt ümmer noch bäder as gor kein'n, un wenn 'ck nich hüt denn Dischdeenst harr, harr 'ck em ok gor nich gräpen. Du sußt mal watt Besonderes bi mi ünner de Tung kriegen!" Na ja, jeden Tag gibt es keinen gebratenen Aal, da hat Robbi schon recht. Franz aber machte Augen, wie jene berühmten Schildbürger, denen der eingefangene Sonnenschein über alle Berge gegangen war ...

— — —

In scheinbar nicht endenwollender Fahrradreihe fuhren wir gen Friedland. Ein plötzlicher Befehl der Gruppe hatte die Abteilung aus der Mittagsruhe aufgestört und mit Sturmgepäck auf den Marsch gebracht. Zusammen mit der Nachbarabteilung — als blaue Partei — hatten wir die Aufgabe, die Stellungen der Roten, das waren die übrigen drei Abteilungen der Gruppe, zu stürmen.
Regenschwer wälzten sich Wolken am weiten Himmel, nur durch eine Lücke warf die Sonne einen Kranz von Strahlen auf das Land. Über schmale, ausgefahrene Feldwege ging die Fahrt, Schnitter grüßten zu uns herüber. Kleine Dörfer und alte Höfe blieben schweigend hinter uns, nur das Gekläff der Hunde störte den mittäglichen Frieden. Weit konnten wir die Augen schweifen lassen über fruchttragende Felder und grüne Viehweiden, sumpfiges Land, Büsche und Pappeln.
Auf uns allen lag die Spannung auf das Kommende. Wie mochte das alles gehen? Wo liegt der Feind? Eines stand fest: Wir würden ihn schon kriegen. Man sah auf die Uhr: Fünfe! Schon lugten fern die ersten Dächer von Friedland hervor, als der Himmel seine Schleusen auftat. Lechzend nahm die Erde den langersehnten Regen auf. Ein kurzes Halt, und die Zeltbahnen wurden

umgehängt. Wie die Weihnachtsmänner kamen wir uns vor, und gerade das hob unsere Stimmung. Regen und Wind machten uns überdies schon lange keine Sorgen mehr. In Friedland begrüßte uns kurz der Gruppenführer, und nun konnte es ran an den Feind gehen. Wo der lag? Niemand wußte es. Die Geländekundigsten fuhren als Patrouille voran, in gemessenem Abstand folgte die Abteilung auf dem Rade. Die zweite Abteilung trug ihren Angriff von anderer Richtung aus vor. Auf glitschigen Pfaden ging es vorwärts, hochauf spritzte der Dreck. Man konnte eher von einer Schlitten- als von einer Radfahrt sprechen. Und vom Himmel goß es, was nur herunter kam. Da — plötzlich ein energisches Halt! Die Räder wurden zusammengestellt. Wir waren in Feindesnähe. Nun schwärmten wir in kleinen Trupps aus, im Straßengraben oder auf dem Felde von Hocke zu Hocke Deckung nehmend, umzingelten einen Wald, aber auch das brachte uns nicht den gewünschten Erfolg. Meldefahrer sausten durch die Gegend, im Hauptquartier der Schiedsrichter surrte das Feldtelefon. —

Munter gings durch Wald und Feld, eine wilde, aufregende Jagd! Was schadet's, wenn uns der Regen durchnäßte und die Zweige im Walde uns um die Ohren schlugen.

Ein Kurier kam an.

Ganz außer Atem berichtete er dem Abteilungsführer, daß sein Trupp in Gegend „Alte Mühle" den Feind wahrgenommen habe. Die über den Mühlbach führende Brücke sei gesprengt, so sagte wenigstens ein an der Brücke befestigtes Schild. Schnell setzten sich nun die ganzen verfügbaren Männer nach dem beschriebenen Ort in Marsch. Die erste Linie durchging einfach den Bach, die Nachkommenden aber waren schlauer. Sie lösten den gordischen Knoten, indem sie einfach das Schild zur Seite stellten. Das heißt: Die Brücke war notdürftig wiederhergerichtet!

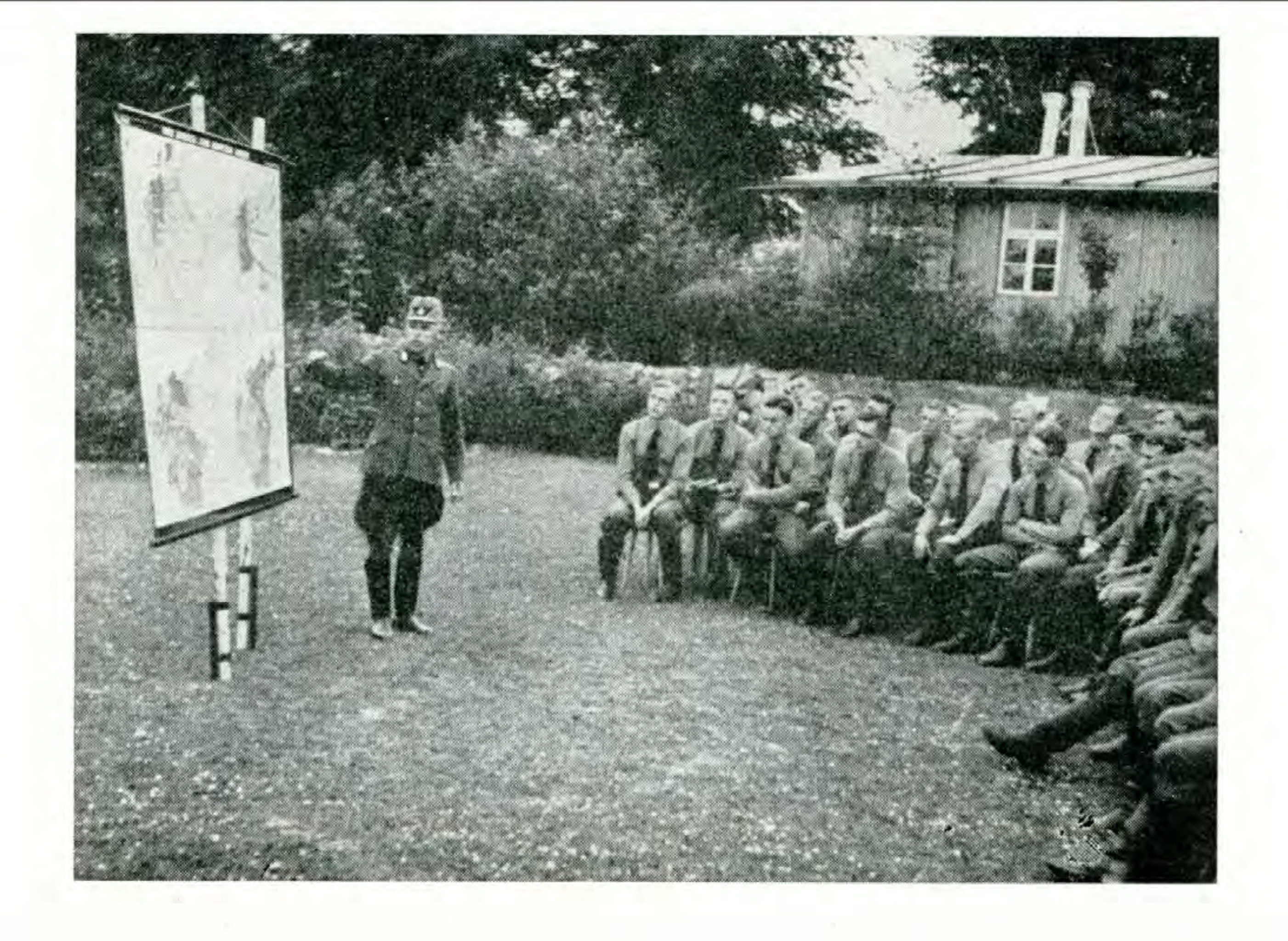
Noch war vom Feind nichts zu sehen, nur eine weite Fläche von übermannshohem Schilf. In wilder Jagd gings hinein, die Stiefel klebten fast an dem morastigen Boden fest. Aber hier saß der Feind fest, es hieß ihn zu umzingeln! Kampfeseifrig ging unser Obertruppführer mit seiner Spitzengruppe vor. Mit einemmal hing er bis zu den Knien im Schlamassel. Wenn es auch zum Lachen nicht der richtige Ort war, wir alle konnten es uns nicht verkneifen. Aber dann — es war ein Werk weniger Sekunden — war der Feind umzingelt. „Wie bei der Schlacht in den Masurischen Seen", meinte einer. Wir Blauen hatten den Sieg errungen, und unser Geheul war auch dementsprechend! Kartoffelsupp' — Kartoffelsupp' — — mit diesem Zeichen blies der Trompeter den „Krieg" ab.

Alles begab sich zum Sammelplatz, Rot und Blau, nach und nach kamen auch die Versprengten.

Es war schon spät, als die Abteilung heimfuhr. Der Regen hatte aufgehört. 45 Kilometer zu Rade und zu Fuß lagen hinter uns, 40 Kilometer waren es mit dem Rade bis ins Lager. Müdigkeit beschlich uns. Schweigend sauste die Kolonne durch die dunkle Nacht. Ortschaften und Wälder flogen vorüber. Am unendlichen Himmel leuchteten die Sterne und der Mond. Wie eine Silhouette stand dagegen das weite Land. Ein Lied klang auf und alle sangen mit:

„Weit ist der Weg zurück ins Heimatland, so weit, so weit . . ."

— — —



Es ist beim Stapo-Unterricht. Unser Zugführer spricht mit uns über die preußischen Freiheitskriege. Hierbei fallen auch die Namen Freiherr vom Stein, Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner. Da wirft nun unser Unterfeldmeister die Frage auf: „Wer war eigentlich Theodor Körner?" Da kommt die prompte Antwort: „Ein Freiheitskämpfer und Lyriker, der durch seine Gedichte das deutsche Volk zum Freiheitskampf aufruft." „Gut, und wer war Freiherr vom Stein?", fragte der Zugführer. Eine Stimme meldet sich aus dem Hintergrund und sagt: „Vom Stein war ebenfalls ein Dichter und Lyriker."

— — —

Wir arbeiten auf der Baustelle direkt vor unserm Lager an einem Graben. Da kommt der Arbeitsmann M. an mir vorbei. Mir fährt da ein Gedanke durchs Gehirn und ich sage zu ihm: „Du, hol mir doch mal bitte von der Kammer den Böschungshobel, ich muß hier an der Grabenwand noch etwas abhobeln." Nach einigem Überreden, er wollte zuerst nicht, ich sollte selber gehen, geht er zur Kammer, nachdem ihm der Baustellenführer, der unser Gespräch zufällig gehört hatte, sagte: „Ja, nun gehen Sie schon und tun Sie Ihrem Kameraden den Gefallen." Wir konnten gerade solange, bis M. verschwunden war, das Lachen verbeißen. Zehn Minuten später kommt M. wieder, sagt keinen Ton und wirft mir nur einen Blick zu, der mir alles sagt. Nicht nur, daß ich ihn angeschmiert hatte, sondern auch der Arbeitsmann in der Werkzeugkammer hatte ihn zur Wache geschickt, damit er sich da den Böschungshobel holen sollte. Leider hat er auch dort nur Spott finden können.



Auf nach Nürnberg!

„War das eine helle Freude, als man uns ausgesucht." Ja, es war eine tolle Stimmung, als es hieß: Die Waldabteilung 7/64 „Paul Pogge", Priesterbäk, kommt zum Reichsparteitag nach Nürnberg; denn jeder Deutsche und besonders jeder junge Deutsche ist stolz darauf, dieses größte Fest, die Heerschau des geeinten Volkes, an Ort und Stelle miterleben zu dürfen. Aber diese Ehre verpflichtet auch.

So ging denn alles an die Vorbereitungen heran. Zunächst wurden zwei Nürnbergzüge gebildet. Jeder Zug bestehend aus drei Truppführern, 48 Arbeitsmännern und 3 Vormännern. Jeder Zug wird geführt von einem Zugführer, die ganze Abteilung vom Abteilungsführer. Unsere erste Aufgabe war ein zackiger Spatengriff. So einen Spatengriff kann man nicht so aus dem Ärmel schütteln. Wenn wir zum Beispiel Spatengriffe in der Einheit übten und es hieß „Den Spaten — über" oder „Achtung! — Spaten faßt an", dann rauschte es wie in einem Wald, oder bei „Spaten ab" hörte es sich gleich einer Maschinengewehrbatterie an. Aber früher als wir dachten, waren diese Fehler behoben. Jetzt war es nur noch nötig, daß der Spatengriff ein einziger Schlag wurde. Man sparte nicht einmal mit Geld, um dieses Ziel zu erreichen; es wurde nämlich eine Prämie von einem Taler ausgesetzt für denjenigen, der es fertig brachte, den Spatenstiel mit der Hand durchzuschlagen. Aber es war sicherlich nicht die Prämie, die den besagten Schlag zustande gebracht hat, sondern nur der Wille jedes einzelnen, mit nach Nürnberg zu kommen. So war denn auch unser erster Erfolg ein zackiger Spatengriff, der allgemein bei unseren Vorgesetzten Anerkennung fand.

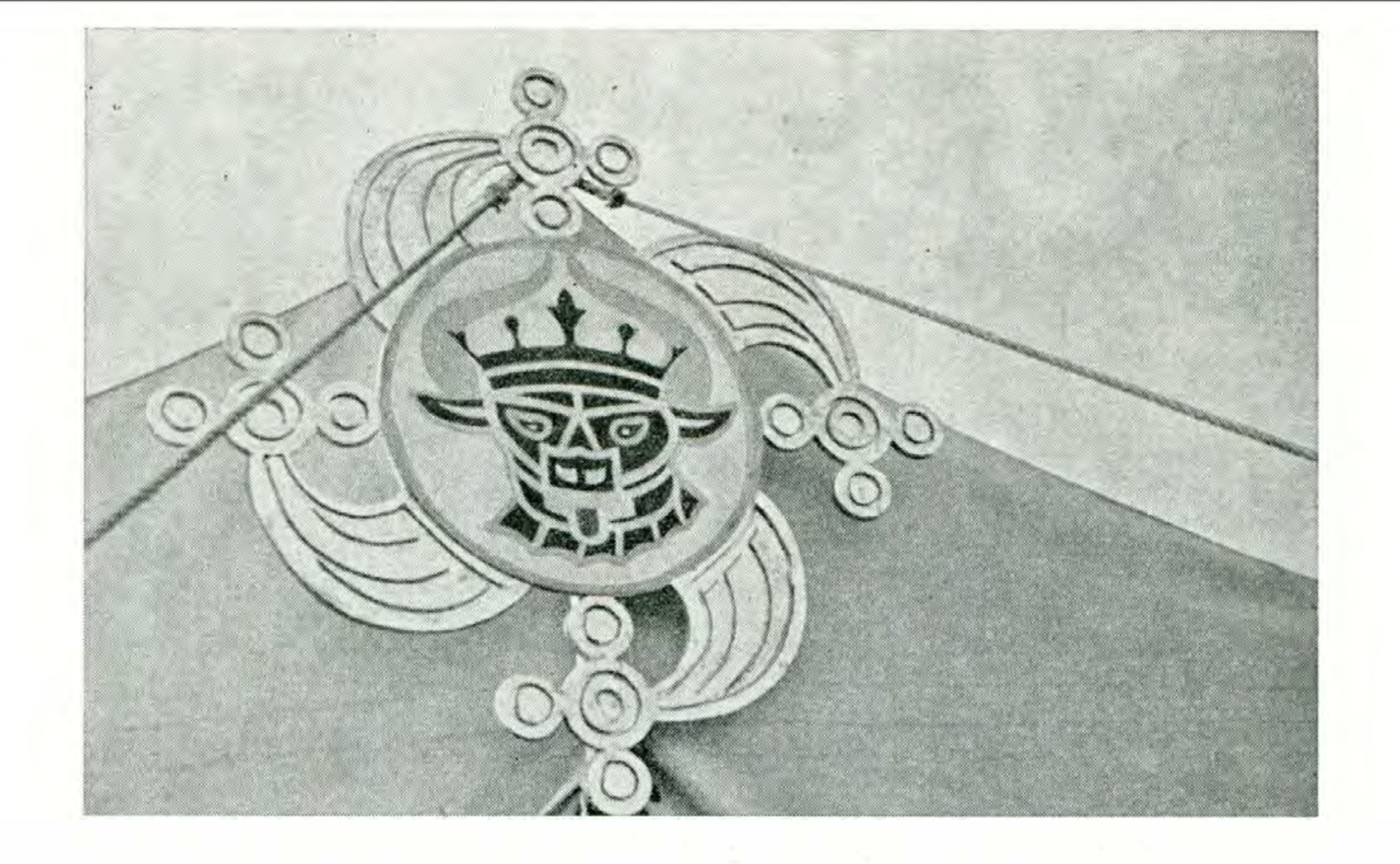
Nun kam für uns der zweite und zugleich schwerste Abschnitt, nämlich der Vorbeimarsch. Dabei sollten wir noch literweise schwitzen. Es mutet vielleicht seltsam an, daß ich hier unsere Priesterbäker Tanzkapelle erwähne. Der größte



Teil der Kapelle besteht nämlich aus Akkordeons, also Ziehharmonikas, und die scheinen es allen angetan zu haben. Das wirkte sich besonders im Ordnungsdienst aus. Der zweite große Fehler war das „Bocken". Durch diese beiden Fehler glichen unsere ersten Vorbeimärsche einer torkelnden und bockenden Ziehharmonika, die sich schließlich in Wohlgefallen auflöste. Zuerst mußte jeder einzelne Achtungsschritt üben. Da haben wir manchmal gelacht, als wir uns gegenseitig daher wanken sahen und die Truppführer ihre Witze machten, wie zum Beispiel: „Sie wanken daher wie ein nasser Karton", oder „wie ein hingehauenes Fragezeichen". Etwas Humor muß man schließlich bei allem, was man tut, haben. Es ist nötig, denn sonst würde man manches Mal verzweifeln. Ich weiß auch, daß mancher Arbeitsmann nahe daran war, Nürnberg fallen zu lassen. Aber hier waren es der Humor und die Zusprache seiner Kameraden, die ihn wieder mitrissen. Außerdem läßt uns die schöne Umgebung den Ordnungsdienst nicht langweilig erscheinen; nach jedem Ordnungsdienst gehen wir, wenn das Wetter es erlaubt, in einen naheliegenden, großen See baden, und dann vergißt man allen Schweiß und alle Mühe. Endlich brachten uns unser Truppführer und vor allen Dingen unser Feldmeister, ein vorzüglicher Ausbilder, dann soweit, daß wir, wie an einer Schnur gezogen, im Achtungsschritt vorübermarschieren konnten. Wie teuer wir das erkauft haben, zeigt die Wiese hinter der ersten Zugbaracke; denn anfangs stand darauf Gras, und jetzt ist durch die unzähligen Vorbeimärsche aus der Wiese ein Sandplatz geworden. Aber nicht nur Vorbeimärsche und Spatengriffe müssen gekonnt sein, sondern auch das Tornisterpacken; ebenfalls muß die Ausrüstung in Ordnung sein.

Es folgten nun noch, nachdem alles soweit vorbereitet war, einige Besichtigungen. Aber auch dabei war alles in bester „Butter".

Nun ist alle Mühe vergessen. In Nürnberg wartet ein Erlebnis auf uns, das uns bleibende Erinnerung und schönster Abschluß unserer Arbeitsdienstzeit sein wird. Also mit frischem, frohem Mut „Auf nach Nürnberg!".

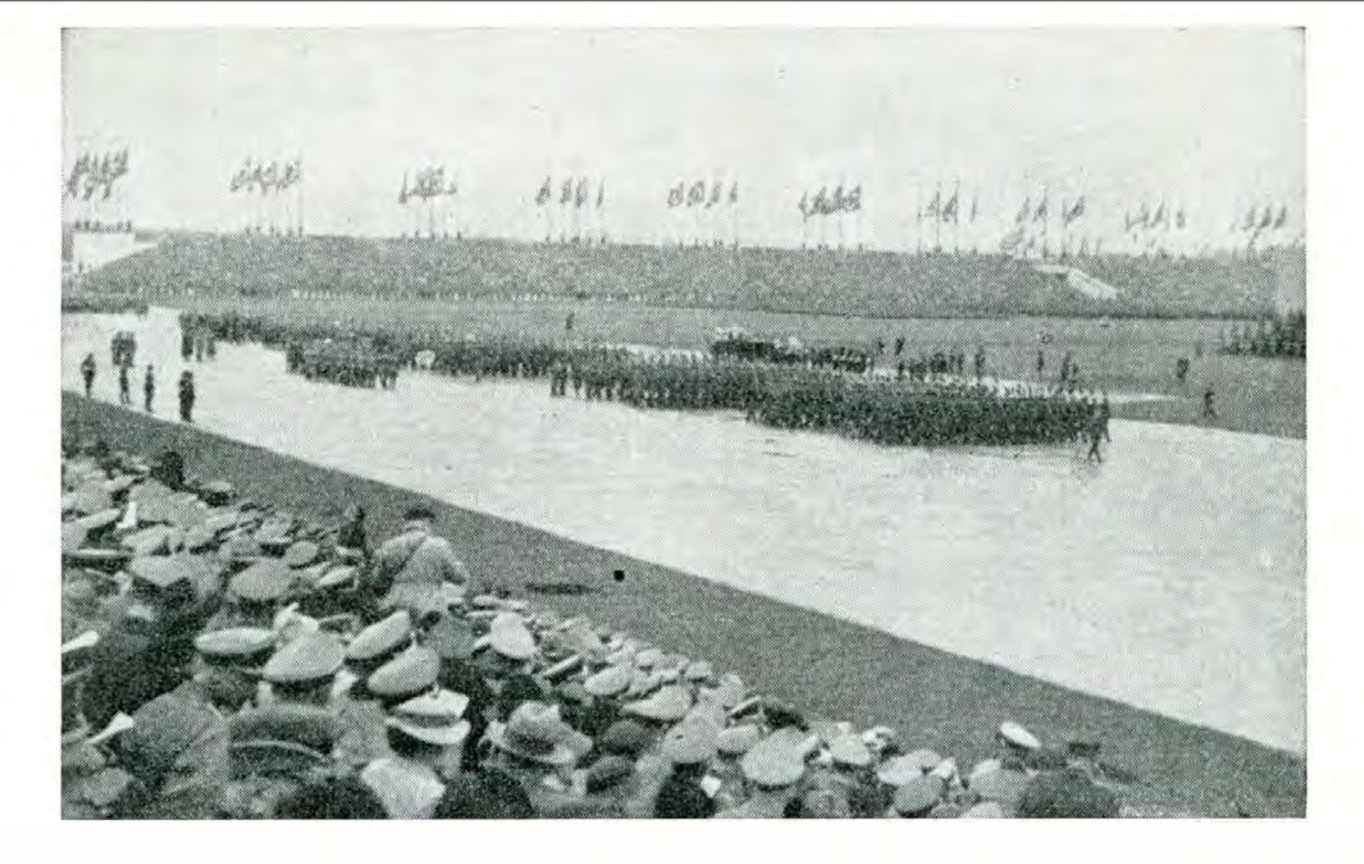


Mecklenburgische Arbeitsmänner erleben Nürnberg 1938

Zum fünften Male stand der Arbeitsdienst in Nürnberg vor dem Führer. 40 000 Arbeitsmänner und 1700 Maiden hatten dasselbe Erleben. Und doch



hat jeder einzelne ein perſönliches, aus ſeiner eigenen Schau geborenes Erlebnis, verſchieden in jedem der fünf Jahre, verſchieden innerhalb der Abteilung, ja, verſchieden von dem, was der Nebenmann ſah. Darum iſt das Thema „Nürnberg" ſo wandlungsfähig und vielgeſtaltig, wie Männer auf der Zeppelinwieſe Platz haben.



Vier harte Wochen Ausbildung liegen hinter uns. Wir haben die letzte Station, bevor es nach Nürnberg geht, erreicht: Kasernenhof der 89er in Schwerin. Die Abteilungen stehen zum Vorbeimarsch vor dem Generalarbeitsführer. Unser Generalarbeitsführer will feststellen, welche Abteilung am schneidigsten marschiert und somit den Vorbeimarsch des Gaues vor dem Führer in Nürnberg eröffnet. — Die Musik setzt ein. Kolonne auf Kolonne läuft vom Haltepunkt ab. Doch dem scharfen Auge des Generalarbeitsführers entgeht so leicht nichts. In einem Glied sind noch krumme Knie, in einem anderen ungleichmäßiges Durchschlagen der Arme. Ja, das ist alles nicht so einfach. Wir marschieren





ein zweites Mal, ein drittes Mal. Plötzlich kommt das Kommando: „Das Ganze halt!" Gespannt warten wir alle auf das Urteil des Generalarbeitsführers. Die Abteilung Neuhaus-Elbe marschiert am besten. Wir Grevesmühlener liegen an zweiter Stelle und bilden daher den Schluß der Reichsparteitaggruppe Mecklenburg. Dann haben wir es geschafft. Es geht dem großen Tag von Nürnberg entgegen. — Mit klingendem Spiel geht es durch die nächtlichen Straßen zum Schweriner Bahnhof. An der Sperre steht noch manche besorgte Mutter und steckt „ihrem Arbeitsmann" einen saftigen Apfel oder eine Birne zu. Schnell sind die 650 Arbeitsmänner verladen, der lange



Sonderzug rollt in die Nacht. Als es aber Morgen wird, liegt Mecklenburg längst hinter uns, das landschaftliche Bild verändert sich mehr und mehr. Wir alle stehen am Fenster und schauen in die unvergleichlich schöne Thüringer Landschaft. Der Zug saust durch das reizvolle Bayernland. Die Bahnhöfe und Häuserfronten sind mit Fahnen und Girlanden geschmückt. Man merkt: Es geht auf Nürnberg zu. Und schon grüßen von allen Türmen der altehrwürdigen Reichsstadt die Symbole des Dritten Reiches. Das Ziel ist erreicht. Wir sehen zum ersten Male das Zeppelinfeld, das in seiner Wucht und Schlichtheit so recht den Baustil des nationalsozialistischen Deutschlands kennzeichnet. — Mit dem Hacketäner Marsch, der mit seinem Schlußsatz: Oh, Hannes, wat 'n Hot!, gleich erkennen läßt, daß wir Mecklenburger sind, marschieren wir in Langwasser ein. Es ist ein Zeltlager, wie wir es nie vorher gesehen haben. Schon jetzt spürt man, welch eine vorbildliche Organisation alles bis ins kleinste regelt. Bereits im Zeltlager erhalten wir Eindrücke, die, wie wir erst glaubten, kaum noch zu übertreffen sind. — Ich denke an den Begeisterungssturm, mit dem wir die Ostmärker empfingen. Ich denke an den großen Fahnenhain, der besonders abends im Licht der Scheinwerfer ein unvergleichlich schöner Anblick war. Der Montag und Dienstag stand im Zeichen der Generalproben. Eins aber stellten wir fest, nämlich, daß der bayrische Dreck mindestens ebenso gut, wenn nicht noch besser als der mecklenburgische ist.

So kommt der große Tag des Reichsarbeitsdienstes, der Tag, der uns alleinige Blick- und Zielrichtung gewesen ist: Der Aufmarsch vor unserem Führer.

Es regnet leise. Neben mir brummt einer: Ja, das kommt daher, Petrus ist nicht in der Arbeitsfront. Uns aber wird die Stimmung durch den Regen nicht genommen. Mit Zeltbahnen umgetan, marschieren wir besser als je zuvor. Ein unübersehbares Heer in erdbraune Uniform gekleideter Soldaten bewegt sich zur Zeppelinwiese. Wie erstaunt sind wir, daß trotz des ungünstigen Wetters das weite Rund überfüllt ist, und viel gewaltiger wirkt das Feld, da es Kopf an Kopf besetzt ist. Gau an Gau marschiert an unserem Führer vorüber, der im Wagen vor der Tribüne stehend seine Arbeitsmänner grüßt. Jetzt ist der Arbeitsgau Mecklenburg am Ablaufpunkt. Der große Augenblick. Nach außen fest und ruhig, im Innern aber erregt, erregt vor Freude, dem Führer ins Auge schauen zu dürfen. So marschieren wir im Achtungs-Schritt, daß es nur so knallt, an Adolf Hitler vorbei und stehen wenige Minuten später auf der großen Wiese. Die große Feierstunde beginnt. Scharfe Kommandos ertönen, scharf werden sie ausgeführt. 40 000 Arbeitsmänner präsentieren den Spaten, als der Reichsarbeitsführer dem Führer meldet. Den Höhepunkt der Feierstunde, die ganz im Zeichen des Ostmarkgeschehens steht, bildet die Ansprache des Führers. Er spricht zu uns allen, zu jedem einzelnen, von dem Schaffen und dem Wert des Reichsarbeitsdienstes. Er bezeichnet uns als die Volksträger der Nation. — Das Lied „Heiliges Feuer" beschließt die Feierstunde. — Wir rücken auf den Rastplatz ab. Da erscheint auch schon unser Generalarbeitsführer und gibt uns als Anerkennung für unseren guten Vorbeimarsch drei Tage Sonderurlaub. Wenn die Mecklenburger auch sonst mit Begeisterungskundgebungen etwas zurückhaltend sind, jetzt ist die freudige Ausgelassenheit groß, und plötzlich schwebt der kleine Adju des Generalarbeitsführers über unsere Köpfe hinweg. Inzwischen haben sich die fliegenden Händler auf uns

gestürzt und preisen ihre Waren an. Besonders die „Knackwurschtle" fanden reißenden Absatz, denn für so etwas sind wir Mecklenburger ja zu haben.
Nach einstündiger Rast geht's dem letzten Höhepunkt entgegen: Vorbeimarsch vor dem Führer am Deutschen Hof. In Zwölferreihen marschieren wir durch Alt-Nürnberg. Es gießt in Strömen, aber je mehr es regnet, um so lauter singen wir unsere mecklenburgischen Lieder. Und die Nürnberger Bevölkerung harrt aus, grüßt uns Arbeitsmänner, grüßt uns nicht nur, sondern überschüttet uns förmlich mit Bonbons, Schokolade, Drops und anderen Süßigkeiten. So etwas hatten wir früher auch noch nicht erlebt. Wir nähern uns dem Deutschen Hof. Die Menschenmassen stauen sich. Da sehen wir auch schon das Schild: Gesang aufnehmen. 650 Arbeitsmänner singen laut und kräftig: „In Mecklenburg der Arbeitsmann steht treu zu Volk und Reich." So ziehen wir am Deutschen Hof vorbei. Der Führer steht nicht auf dem Balkon, aber wir wissen, daß er uns gehört hat. Der Feiertag des Reichsarbeitsdienstes geht allmählich zu Ende. Die Menschen, die Nürnbergs Straßen umsäumen, werden weniger. Wir kommen auf die breiten Straßen des Reichsparteitaggeländes. Auf beiden Seiten die gewaltigen Neubauten Nürnbergs: Das Zeppelinfeld, die Kongreßhalle, das Märzfeld. Das alles wirkt noch einmal auf uns. Als es dunkel wird, sind wir im Lager. Der große Tag ist vorbei. Noch in derselben Nacht fahren wir im Sonderzug in unseren Heimatgau zurück.
Jetzt sind wir alle wieder in unserem Standort. Der Parteitag des Großdeutschen Reiches ist gewesen. Wir aber sind stolz und glücklich, den 1. Großdeutschen Reichsparteitag miterlebt zu haben. Diesen gewaltigsten Höhepunkt unserer Reichsarbeitsdienstzeit werden wir niemals mehr vergessen.



Inhaltsverzeichnis

Herausgegeben für die ausscheidenden Arbeitsmänner des Sommerhalbjahres 1938 von Generalarbeitsführer Schroeder, Führer des Arbeitsgaues VI

Bearbeitet von Oberstfeldmeister von Wedel-Parlow und Feldmeister Obsen

Beiträge lieferten:

Einbandentwurf: Am. Decker, Abt. 1/64. Satztechnische Gestaltung und Bildmontagen: Otto Kärst. Noten: Clemens Meyer. Aufnahmen: Bildarchiv des Arbeitsgaues VI (13), Bildarchiv Niederdeutscher Beobachter (4), Am. Kreusch, Abt. 6/64 (13), Ostfm. von Wedel-Parlow (10), Fm. Obsen (1), Holtz, Kreisbildstelle Wismar (1).

Klischeeherstellung und Druck: Niederdeutscher Beobachter, G. m. b. H., Schwerin i. M.